

ZUM INHALT:

Biographien werden von Historikern erforscht, geschrieben oder als Quellen benutzt. Thomas Etzemüller unternimmt einen Streifzug durch die historische, soziologische und literaturwissenschaftliche Biographieforschung. Dabei macht er deutlich, dass die Lebensgeschichte eines Menschen ein komplexes Konstrukt ist. Hinzu kommt ein »biographisches Paradox«: Philosophen und Soziologen beschreiben den Menschen als fragmentiertes Wesen, das Genre der Biographie aber erfordert die narrative Einheit eines Lebenslaufs von der Geburt bis zum Tod. Wie Historiker mit diesem Widerspruch umgehen können, ist ein zentrales Thema dieser Einführung.

ZUM AUTOR:

Thomas Etzemüller, Dr. phil., ist außerplanmäßiger Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Oldenburg.

QUELLEN ZU:

Thomas Etzemüller
Biographien
Historische Einführungen
Band: 12

Herausgegeben von Frank Bösch,
Angelika Epple, Andreas Gestrich,
Inge Marszolek, Barbara Potthast,
Susanne Rau, Hedwig Röckelein,
Gerd Schwerhoff und Beate Wagner-
Hasel

2012, 194 Seiten
Euro 16,90 / SFR 25,90
ISBN 9-783-593-39741-2

campus

Frankfurt · New York

Inhalt

1. Hagen Schulze: Die Biographie in der »Krise der Geschichtswissenschaft«
2. Alexander Stirn: Abschied von einem Kämpfer. Marsrover »Spirit« gab trotz vieler Rückschläge nie auf. Jetzt erklärt ihn die Nasa für verloren – ein Nachruf
3. Biographische Kleinform: Der lexikalische Eintrag
4. Biographische Kleinform: Der CV
5. Aus der Biographie eines Nachlasses
6. Ludwig Stein: Zur Methodenlehre der Biographik. Mit besonderer Berücksichtigung auf die biographische Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung
7. Siegfried A. Kaehler: Briefe eines Historikers zu Kriegsende
8. Die Biographie einer Verbrecherfamilie
9. Alva und Gunnar Myrdal nach ihrer Rückkehr aus den USA
10. Jan Romein: Kriterien einer guten Biographie
11. Carl Schmitt: Protokoll eines chaotischen Leben
12. Hermann Aubin: Die gerichtete Weltwahrnehmung eines Historikers
13. Einblick in die narrative Werkstatt eines Biographen
14. Eine Paarbiographie
15. Biographische Korrektur einer verzerrten biographischen Abbildung der Geschlechterverhältnisse
16. Leni Riefenstahl: Retusche einer belasteten Vergangenheit
17. Pierre Bourdieu: »Die biographische Illusion«
18. Personen als Projektionsfläche von Daten
19. Beatrix Borchard: »Lücken schreiben. Oder: Montage als biographisches Verfahren«

1. Hagen Schulze: Die Biographie in der »Krise der Geschichtswissenschaft«

(zu Seite 11 im Buch)

In den 1970er Jahren gab es eine breite Debatte, ob die Geschichtswissenschaft noch benötigt würde. »Wozu noch Geschichte?«, lautete die provokative Frage. Die Sozialwissenschaften schienen wesentlich geeigneter, moderne Gesellschaften zu analysieren als eine angeblich zum »Antiquarischen« neigende Historiographie. Zugleich hatte mit der »Historischen Sozialwissenschaft« eine Richtung der Geschichtswissenschaft an Boden gewonnen, die dezidiert auf eine Analyse überindividueller Strukturen setzte, die Prozesse erklären wollte und sich dazu sozialwissenschaftlicher Theorien bediente. Für Biographien waren das – zumindest in der Geschichtswissenschaft – schlechte Zeiten, da Lebensgeschichten von vielen Historikern ein bloß anekdotischer, nicht aber erklärender Charakter zugesprochen wurde. Ende der 70er Jahre begann sich das Blatt zu wenden. Hagen Schulze hatte sich mit einer umfangreichen Biographie über den preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun habilitiert, und in seiner Kieler Antrittsvorlesung von 1977 (gedruckt 1978) begründete er, wie hilfreich Biographien für die Analyse der Vergangenheit sein können.

(Aus: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 29 [1978], S. 508–518, hier S. 513f.)

»Die grobe Alternative ›Individuum‹ versus ›Gesellschaft‹ oder ›Struktur‹ existiert tatsächlich nicht, die Biographik hat ihren Platz als eine von mehreren möglichen Methoden auch im Rahmen einer strukturgeschichtlichen Betrachtungsweise. Ich möchte vorschlagen, diese Darstellungsweise nicht allein auf die Beschreibung historisch herausragender Figuren anzuwenden, sondern auf gewissermaßen durchschnittliche Persönlichkeiten auszuweiten, um das für ihre Zeit oder für bestimmte Tendenzen Typische herauszuarbeiten. Man könnte diese Art von Biographie wie eine geologische Bohrsonde anwenden, wobei die untersuchte Person gewissermaßen die Rolle des Bohrkerns zu übernehmen hätte, von dessen Analyse der Geologe auf die umliegenden Formationen und, mit Hilfe zusätzlicher Theorien, darauf schließen kann, ob in der Umgebung Öl zu erwarten sei oder nicht. Im deutschen Wissenschaftsbereich ist ein derartiges historiographisches Verfahren, soweit ich sehe, bislang unüblich, während einige angloamerikanische Ansätze hierzu existieren. Auf dem internationalen Historikerkongreß in Moskau 1970 berichtete z.B. der kanadische Historiker Alan Wilson von seinem Versuch, mit Hilfe der Biographie eines Kleinstadthändlers in der Provinz Ontario aus der Mitte des 19. Jahrhunderts die typische Mentalität und Reaktionsweise der kanadischen unteren Mittelklasse in der Wirtschaftsdepression der 70er und 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts zu beschreiben. Er sei, berichtet Wilson, mit diesem Ansatz sehr viel weiter gelangt, als er selbst zunächst angenommen hatte; er habe schließlich ein besonders lebhaftes Bild der unteren kanadischen Mittelschichten und zugleich ein didaktisch besonders brauchbares Darstellungsmodell erarbeitet, dessen Interpretationswert weit über dem üblicher quantitativer Untersuchungen liege. Auf alle Fälle ist diese Anwendungsweise der Biographie geeignet, die Komplexität und Vielfalt historischer Erfahrung auf konkretere und leichter verständliche Elemente zu reduzieren.«

2. Alexander Stirn:

Abschied von einem Kämpfer. Marsrover »Spirit« gab trotz vieler Rückschläge nie auf. Jetzt erklärt ihn die Nasa für verloren – ein Nachruf

© Alexander Stirn, www.astirn.de

(zu Seite 18 im Buch)

Nachrufe bieten knappe biographische Abrisse, die wertvolle Informationen über das Leben eines Verschiedenen enthalten können. Zugleich sagen sie etwas über die Zeit des Erinnernden aus. In diesem Fall hat ein Journalist das Genre des Nachrufs genutzt, um der Geschichte eines Marsroboters einen amüsanten – und rührenden – Dreh zu geben. Die narrative Struktur ermöglicht es, dessen rein mechanische Existenz lebendig zu machen, aber, wie es ein Nachruf gebietet, ohne kritische Untertöne. Dass eine Maschine für uns unsichtbar auf einen unzugänglichen Planeten fliegt, etwas Staub sammelt, fotografiert und wegen Materialdefekten aufgegeben werden muss, ist weniger spannend als die Geschichte von »Spirit«, einem »harten Hund« und »Kämpfer« und alternden Helden, der uns an seinem Leiden und Ringen über Funksprüche teilhaben lässt, uns mit sensationellen Bildern versorgt und am Ende im Dienste seiner Mission erfriert. Eine Maschine ohne eigenes Bewusstsein und Gefühle wird vermenschlicht und verniedlicht; es wäre interessant zu sehen, ob das – über den geschickten narrativen Trick eines Journalisten hinaus – etwas damit zu tun hat, dass Roboter immer weiter Einzug in unseren Alltag halten sollen, etwa als Betreuer alter Menschen, weil menschliche Pflegekräfte fehlen. Dann wäre dieser Nachruf Teil einer diskursiven Formation des 21. Jahrhunderts, die uns über Maschinen auf eine bestimmte Weise sprechen lässt: Wir gewöhnen uns an sie als fast schon gleichberechtigten Teil unserer Lebenswelt, als eigenständige, uns ebenbürtige (oder, wie beispielsweise in den »Terminator«-Filmen, sogar bedrohlich überlegene) Akteure. Alexander Stirn hätte dann nicht nur einen wunderschönen Text geschrieben, sondern ein Diskurs hätte sich seiner bedient und durch ihn hindurch gesprochen. Diese Interpretation haben künftige Historiker zu prüfen.

(Aus: *Süddeutsche Zeitung*, 25.5.2011, S. 16)

»Die Nachricht vom Ableben eines ihrer treuesten Mitarbeiter ist der US-Raumfahrtbehörde Nasa gerade einmal 20 Zeilen wert. Es sind 20 kühl und bürokratisch formulierte Zeilen. Dabei heißt es Abschied nehmen von einem geborenen Entdecker, einem harten Hund, jemandem, der Raumfahrtgeschichte geschrieben hat.

Sicherlich, das Ende war absehbar: Seit April 2009 steckte der kleine Mars-Rover Spirit im Sand des roten Planeten fest, am 22. März 2010 hatte er das letzte Mal von sich hören lassen. Alle Versuche, den außerirdischen Roboter doch noch dazu zu bringen, nach Hause zu telefonieren, blieben erfolglos. Trotzdem hatte es die Nasa immer wieder versucht.

Jetzt soll offiziell Schluss damit sein. Am Mittwoch, kurz nach neun Uhr deutscher Zeit, erreichte Spirit nochmals ein Weckruf von der Erde. Passiert kein Wunder (und Ingenieure glauben nicht an Wunder), wird es der letzte Versuch einer Kontaktaufnahme gewesen sein. Aus, vorbei, für immer verschollen.

Spirit war ein Glücksfall für die Nasa – technisch, wissenschaftlich und medial. Eigentlich sollte der rollende Eroberer, der am 4. Januar 2004 auf dem Mars gelandet war, nur 90 Tage durchhalten. Es wurden mehr als sechs Jahre daraus. Kaum eine Nasa-Mitteilung kommt seitdem ohne den Satz aus, dass Spirit seine ›Garantiezeit‹ um ein Vielfaches überschritten habe. Er ist eine technische Meisterleistung, fast ist man versucht zu sagen, ein technisches Wunder.

Vor allem hat Spirit aber unser Bild vom Mars verändert – und es waren dabei gar nicht so sehr die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die der Rover zusammen mit seinem drei Wochen später gelandeten, noch immer aktiven Zwilling Opportunity zur Erde gefunkt hat. Es war schlichtweg seine bildgewaltige Präsenz vor Ort: Spirit verhielt sich wie ein Entdecker. Er kletterte auf Hügel, er rollte zu Aussichtspunkten, er legte lange Strecken am Stück zurück. Und immer ließ er die Menschen an seinen Abenteuern teilhaben – durch täglich neue Fotos, durch Forschungsergebnisse, durch Berichte über Wehwehchen, die ihn nur noch menschlicher erscheinen ließen. ›Spirits großer immaterieller Verdienst besteht darin, dass er den Mars zu einem uns vertrauten Ort gemacht hat‹, sagt Projektmanager John Callas. ›Sechs Jahre lang haben Menschen täglich auf dem Mars gearbeitet – durch den Rover.‹

Spirit war ein Kämpfer. Bereits drei Wochen nach seiner Landung spielte der Speicher des Bordcomputers verrückt. Spirit biss sich durch. Während des ersten Winters auf dem Mars, für den er eigentlich nicht gebaut war, bedeckte Staub seine Sonnenkollektoren und schwächte das ohnehin nur fade Licht. Spirit gab nicht auf. Im zweiten Winter parkten ihn seine Fahrer am Hang, um mehr Energie einsammeln zu können.

Nach sieben Kilometern streifte das rechte Vorderrad. Spirit fuhr fortan nur noch rückwärts, schleifte das defekte Rad hinter sich her und legte dabei durch Zufall silikatreichen Sand frei – ein Hinweis darauf, dass es einst hydrothermale Quellen auf dem Mars gegeben haben könnte. Gedächtnisverlust, Computerabstürze und Kommunikationsprobleme machten dem alternden Rover zu schaffen. Ende April 2009 brach Spirit schließlich durch die Kruste eines sandigen Kraters und fuhr sich fest. Alle Versuche, den 180 Kilogramm schweren Rover aus der Falle zu befreien, schlugen fehl. Dem ohnehin schon geschwächten Roboter fehlte die Kraft. Er kam lediglich einige Millimeter voran, grub sich nur noch tiefer ein.

Ohne die nötige Neigung für die Sonnenstrahlen hatte Spirit kaum eine Chance, einen weiteren Winter auf dem Mars zu überleben. Für Temperaturen von minus 55 Grad Celsius war er ohne Strom und funktionierende Heizung einfach nicht gemacht. Vor 14 Monaten sendete der Rover dann sein letztes Lebenszeichen zur Erde. Seitdem herrschte Funkstille. Spirit, einer der größten Entdecker in der Geschichte des roten Planeten, ist höchstwahrscheinlich erfroren.«

3. Biographische Kleinform: Der lexikalische Eintrag

(zu Seite 18 im Buch)

»Kürschners Deutsches Gelehrtenlexikon« hat den Anspruch, alle deutschen Hochschullehrer zu erfassen. Es baut auf Selbstauskünfte dieser Hochschullehrer; die Länge variiert erheblich; die biographischen Daten beschränken sich auf die berufliche Laufbahn; das Publikationsverzeichnis kann den biographischen Teil an Länge bei Weitem übertreffen. Andererseits sind gerade bei Wissenschaftlern Publikationslisten Teil ihrer Biographie. Der Gelehrtenkalender ist daher eine »biographische Kleinform«, also ein teils extrem knapper Text, der nicht notwendig dem klassischen biographischen Narrativ folgen muss, der aber vor allem biographische Daten enthält. Ähnliche Kleinformen können Nachrufe, Zeitungsporträts oder CVs auf Homepages sein. Sie alle handeln von einer Person, sie enthalten nur biographische Daten, die innerhalb eines jeweils eingeschränkten Kontextes wichtig sind, und dienen zumeist einer spezifischen Funktion. Viele dieser Kleinformen sind nur temporär von Bedeutung – zugleich aber sind sie oft die einzigen biographischen Quellen, die einem Historiker zur Verfügung stehen. Dadurch gewinnen gerade diese biographischen »Wegwerfprodukte« ein Gewicht, das weit über ihre Funktion hinausweist. Ihre oft schütterten Details müssen in einem spezifischen Forschungsdesign mühevoll zu biographischen Texten zusammengefügt werden, beispielsweise einer Kollektivbiographie. Die reproduzierten Einträge über den Soziologen Jürgen Habermas zeigen mit knappen Stichworten den Fortgang seiner Karriere – und durch die Veränderung von Schriftgröße und Satzspiegel die zunehmende Informationsdichte im »Gelehrtenlexikon«. Ab 1961 erschien es in zwei, ab 1980 in drei, ab 2009 in vier Bänden; bis 2001 erschien es alle vier bis sechs Jahre, dann alle zwei, seit 2011 jährlich; 1992 wurde zudem das Buchformat vergrößert.

(aus: Kürschners Deutscher Gelehrtenkalender, 10. Ausgabe 1966, S. 769 [Text 1], 13. Ausgabe 1980, S. 1273f. [Text 2], 16. Ausgabe 1992, S. 1186f. [Text 3], 24. Ausgabe 2012, S. 1305 [Text 4])

Habermas, Jürgen; Dr. phil., o. UProf.; Heidelberg, St. Stephansweg 2 (18. VI. 29) Habil. Marburg/L. 61, ao. UProf. Heidelberg 62, o. UProf. Frankfurt/M., Mitarbeit. Max Planck-Inst. f. Bildungsforsch. Philosophie und Soziologie.
V: Strukturwandel d. Öffentlichkeit 62; Theorie und Praxis 63. — **MV:** Student und Politik, m. L. v. Friedeburg, Chr. Oehler, F. Weltz 61.
S: Art. Anthropologie (Fischerlex. XI); Analytische Wiss. Theorie u. Dialektik (Festschr. Adorno) 63.
Z: 3 Aufsätze in Philos. Rdsch. 57–64.

Text 1

Habermas, Jürgen, Dr., Prof., Dir. MPI. z. Erforschung d. Lebensbedingungen d. wiss.techn. Welt; Riemenschmidtstr. 7, D-8130 Starnberg [Düsseldorf 18.6.29]. Prom. Bonn 54, Assist. Inst. f. Sozialforsch. Frankfurt bis 59, Habil. Marburg 61, ao.Prof. Heidelberg bis 64, o.Prof. Frankfurt bis 71, Dir. MPI. Starnberg u. Hon.Prof. Frankfurt seit 71; Hegelpr. d. Stadt Stuttgart 73; Christian-Gauss Lect. Princeton U. 71. Soziologie, Philosophie.

V: Strukturwandel d. Öffentlichkeit 62, 6.Aufl.74 (auch norweg., ital., ungar., serbokroat.); Theorie u. Praxis 63, Neuausg. 71, 3.Aufl.74 (auch engl., japan.); Erkenntnis u. Interesse 68, 7.Aufl.74 (auch engl., ital., franz.); Technik u. Wissenschaft als "Ideologie" 68, 7.Aufl.74 (auch engl., franz., ital., norweg., niederl., japan.); Protestbewegung u. Hochschulreform 69, 3.Aufl.71; Zur Logik d. Sozialwissenschaften 70, 3.Aufl.74 (auch ital.); Philos.-Politische Profile 71, 2.Aufl.73 (auch franz.); Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus 73, 3.Aufl.75 (auch engl., ital.); Kultur u. Kritik 73; Zur Rekonstruktion d. Historischen Materialismus 75. - **MV:** Student u. Politik, m. L.v. Friedeburg, Chr. Oehler, F. Weltz 61, 3.Aufl.69; Theorie d. Gesellschaft oder Sozialtechnologie, m. N. Luhmann 71, 5.Aufl.75; Zwei Reden, m. D. Henrich 74.

S: Beitr. in Festschr.: Rothacker 58, Adorno 63, Barth 64, Löwith 67, Gadamer 70, Schulz 73. **MH:** Theorie seit 66.

Lit: F. Dallmayr (Hg.): Materialien zu J. Habermas, Erkenntnis u. Interesse 74; "Mc Carthy, The critical theory of J. Habermas 78".

Text 2

Habermas, Jürgen, Dr., em. Prof. U. Frankfurt/M.: p: Ringstr. 8 b, D-82319 Starnberg, T: (081 51) 1 35 37, F: 1 35 37 [Düsseldorf 18. 6. 1929]. Prom. 54, Assist. Inst. f. Sozialforsch. Frankfurt bis 59, Habil. U. Marburg 61, ao. Prof. Heidelberg 61-64, o. Prof. Frankfurt 64-71, mehrere Gastprof. seit 67, Dir. MPI. Starnberg 71-81, HonProf. Frankfurt 75-82, Prof. 83, ausw. Wiss. Mitgl. MPI f. psychol. Forsch. München 83, em. 94: DFG-Stip. 59-61, Hegelpr. d. Stadt Stuttgart 74, S.-Freud-Pr. d. Dt. Akad. f. Spr. u. Dicht. Darmstadt 76, Adorno-Pr. d. Stadt Frankfurt/M. 80, Geschwister Scholl-Pr. 85, Wilhelm-Leuschner-Med. d. Landes Hessen 85, Leibniz-Pr. DFG 86, Sonning-Pr. 87, Karl-Jaspers-Pr. d. Stadt u. U. Heidelberg 95, Theodor-Heuss-Preis 99, Hesischer Kulturpreis 99, Helmholtz-Medaille d. BBAW 2000; Ehrendoktor New School F. Soc. Res. N. Y. 80, Hebr. U. Jerusalem 89, U. Buenos Aires 89, U. Hamburg 89, U. Utrecht 90, Northwestern U. Evanston, Il. 91, U. Athen 93, U. Tel Aviv 95, U. Bologna 96, U. Paris (Sorbonne) 97, U. Cambridge 99, Harvard U. 2001; Mitgl. Dt. Akad. f. Spr. u. Dicht. Darmstadt 83, Inst. Intern. de Philos. 83, Hon.Member Amer. Acad. of Arts a. Sci. 84, ord. Mitgl. Acad. Europaea 88, ausw. Mitgl. Serb. Akad. d. Wiss., Belgrad 88, For.Member Brit. Acad. of Sci. 94; Prinz v. Asturien-Pr. f. Sozialwiss. 03; Kyoto-Pr. f. Phil. 04, Holberg-Gedenkpr. 05; J. Brunetpr. U. Navarra 08; Ulysses Med. UCD Dublin 10. **FG:** Philosophie u. Soziologie. - **V:** Das Absolute u. d. Geschichte. Von d. Zwiespältigkeit in Schellings Denken 54; Strukturwandel d. Öffentlichkeit. Unters. zu e. Kategorie d. bürgerl. Ges. 62, m. neuer Einleit. 90; Theorie u. Praxis. Sozialphilos. Stud. 63, Neuausg. 71; Erkenntnis u. Interesse 68, Neuausg. 73; Technik u. Wiss. als Ideologie 68; Protestbewegung u. Hochschulreform 69; Zur Logik d. Sozialwissenschaften 70, erw. Aufl. 81; Philos.-Polit. Profile 71, erw. Aufl. 81; Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus 73; Kultur u. Kritik 73; Zur Rekonstruktion d. Historischen Materialismus 76; Politik, Kunst, Religion 78; Kleine polit. Schriften I-IV 81; Theorie d. Kommunik. Handeln 81 II; Moralbewußtsein u. Kommunik. Handeln 83; Vorstudien u. Ergänzungen zur Theorie d. Kommunik. Handelns 84; Die Neue Unübersichtlichkeit 85; Der Philos. Diskurs d. Moderne 85; Eine Art Schadensabwicklung 87; Nachmetaphysisches Denken 88; Die nachholende Revolution 90; Texte u. Kontexte 91; Erläuterungen zur Diskursethik 91; Faktizität u. Geltung 92; Vergangenheit als Zukunft 93; Die Normalität e. Berliner Republik 95; Die Einbeziehung d. Anderen 96; Die postnationale Konstellation 98; Wahrheit u. Rechtfertigung 99; Die Zukunft d. menschl. Natur 01; Zeit u. Übergänge 01; Glauben u. Wissen 01; Der gesplittene Westen 04; Zw. Naturalismus u. Religion 05; Ach. Europa 08; Philosoph. Texte, 5 Bde. 09. **MV:** Student u. Politik. Eine soziol. Unters. z. pol. Bewußtsein Frankfurter Studenten, m. L. v. Friedeburg u. a. 61; Theorie d. Ges. od. Sozialtechnologie, m. N. Luhmann 71; Zwei Reden, m. D. Henrich 74; Entwickl. d. Ichs, m. R. Döbert u. G. Nunner-Winkler 77. **MH:** Theorie seit 66. **Lit:** F. Dallmayr (Hg.): Materialien zu J. H., Erkenntnis u. Interesse 74; Th. A. Mc Carthy: The critical theory of J. H. 78; René Görtzen: J. H.: Eine Bibl. seiner Schr. u. d. Sekundärlit. 1952-1981 82; H. Gripp, J. H. 84; René Görtzen: J. H.: A Bibl. in: D. M. Rasmussen: Reading H. 90; Jose Maria Aguirre Oras: J. H.: Bibl. de 1981-1990 (Scriptorium Victoricense 39) 92; W. Outwaite, Habermas-A Critical Introduction 94; Demetrios Douramanis: Mapping H., From Germ. to Engl. 1952-1995. A. Bibl. of Primary Lit. 95; Q. Horster: J. H. zur Einführung 99; St. Müller-Doohm (Hg.): Das Interesse d. Vernunft (m. Bibliographie) 2000; W. Reese-Schäfer: J. H. 01; R. Wiggershaus; J. H. 04; St. Müller-Doohm: J. H. Leben, Werk, Wirkung 09.

Text 4

Habermas, Jürgen, Dr., UProf., ausw. wiss. Mitgl. MPI f. psychol. Forsch. München; Dantestr. 4-6, W-6000 Frankfurt/M. [Düsseldorf 18.6.29]. Prom. 54, Assist. Inst. f. Sozialforsch. Frankfurt bis 59, Habil. Marburg 61, ao.Prof. Heidelberg bis 64, o.Prof. Frankfurt bis 71, Dir. MPI. Starnberg u. Hon.Prof. Frankfurt, Prof. 83; Hegelpr. d. Stadt Stuttgart 73, S.-Freud-Pr. d. Dt. Akad. f. Spr. u. Dicht. Darmstadt 74, Adorno-Pr. d. Stadt Frankfurt/M. 80, Geschwister Scholl-Pr. 85, Leibniz-Pr. DFG 86, Sonning-Pr. 87; Ehrendoktor New School F. Soc. Res. N.Y. 80, Hebr. U. Jerusalem 89, U. Hamburg 89, U. Utrecht 90, Northwestern U. Chicago 90; Mitgl. Dt. Akad. f. Spr. u. Dicht. Darmstadt 83, Inst. Intern. de Philos. 83, Amer. Acad. of Arts a. Sci. 84, Acad. Europaea 88, Philosophie u. Soziologie. - **V:** Strukturwandel d. Öffentlichkeit 62; Theorie u. Praxis 63, Neuausg. 71; Erkenntnis u. Interesse 68; Technik u. Wissenschaft als „Ideologie“ 68; Zur Logik d. Sozialwissenschaften 70, erw. Aufl. 81; Philos.-Polit. Profile 71, erw. Aufl. 81; Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus 73; Kultur u. Kritik 73; Zur Rekonstruktion d. Historischen Materialismus 76; Kleine polit. Schriften I-IV 81; Theorie d. Kommunik. Handeln 81 II; Moralbewußtsein u. Kommunik. Handeln 83; Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des Kommunik. Handelns 84; Die Neue Unübersichtlichkeit 85; Der Philos. Diskurs d. Moderne 85; Eine Art Schadensabwicklung 87; Nachmetaphysisches Denken 88; Die nachholende Revolution 90. **MV:** Student u. Politik, m. L.v. Friedeburg, Chr. Oehler, F. Weltz 61; Theorie d. Gesellschaft od. Sozialtechnologie, m. N. Luhmann 71; Zwei Reden, m. D. Henrich 74; Entwickl. des Ichs, m. R. Döbert u. G. Nunner-Winkler 77. **S:** Beitr. in Festschr.: Rothacker 58, Adorno 63, Barth 64, Löwith 67, Gadamer 70, Schulz 73, Henrich 87. **MH:** Theorie seit 66. **Lit:** F. Dallmayr (Hg.): Materialien zu J. Habermas, Erkenntnis u. Interesse 74; Th.A.Mc Carthy, The critical theory of J. Habermas 78; H. Gripp, Jürgen Habermas 84; R. Görtzen, Jürgen Habermas: Eine Bibl. 82.

Text 3

4. Biographische Kleinform: Der CV

(zu Seite 18 im Buch)

Formal ähnelt dieser Lebenslauf den knappen biographischen Angaben auf einer Homepage: Wenige ausgewählte Jahreszahlen und zentrale Ereignisse, die in der Regel eine Erfolgsgeschichte berichten. Inkonsistenzen und Brüche einer Lebensgeschichte werden in dieser biographischen Textform sorgfältig ausgespart. Der CV des Künstlers Claus Beck-Nielsen dagegen unterläuft dieses Narrativ, indem er ausschließlich Misserfolge und eher irrelevante Tatsachen auflistet. Er besteht geradezu aus den Lücken eines »normalen« CV und zeigt auf, was in anderen CVs verborgen wird.

(Aus: Behrendt, Poul: Dobbeltkontrakten. En æstetisk nydannelse, in: *Kritik* 168/169 [2004], S. 46–64, hier S. 56 [Übers. von mir])

CLAUS BECK-NIELSEN (1963–2001)

Sexuelles Debüt als 18-Jähriger mit MIRA CHAKRAVARTY

1986: bewarb sich für das Fach Musikwissenschaft an der Universität Aarhus.

1987, 89, 90 und 91: bewarb sich an den Schauspielschulen des Landes.

1990: bewarb sich bei der Schriftstellerschule. Wurde nicht angenommen.

1990: bewarb sich bei der HB-Schauspielaerschule in New York. Wurde angenommen. Verpasste das Flugzeug.

1990: hielt sich 45 Minuten in der Abteilung 0 des Reichshospitals auf. Angebot der Aufnahme in die Klinik. Lehnte ab.

Nahm niemals Kokain, LSD oder Ekstasy.

Fuhr nie ein Motorrad.

Verwarnte Rosinen, Plastiktüten, altes Brot und ähnliches in Schränken und Schubladen.

Suchte zwischen 1990 und 2001 Hilfe bei Ärzten, Spezialärzten, Psychologen, Psychiatern, Akkupunkteuren und Homöopathen.

51 Kilo, Kleptomane

5. Aus der Biographie eines Nachlasses

(zu Seite 90 im Buch)

Biographien von Menschen bauen oft auf deren Nachlässen auf, die in Archiven verwahrt werden (manchmal bleiben sie in Privatbesitz). Nachlässe haben aber ihre eigene Biographie. Sie entstehen zuerst, indem Material über eine Person gesammelt wird. Doch dann spielen die Zufälle eine Rolle: Was wird gesammelt, was wird entsorgt? Wer sammelt das Material mit welchen Hintergedanken? Wer bereinigt eventuell bereits existierende Nachlässe? Was kommt ins Archiv und wie verwandeln sich zufällige Überbleibsel in offizielle Dokumente über ein Leben? Beatrix Borchard hat eine Biographie über das Musikerehepaar Amalie und Joseph Joachim geschrieben und schildert in einem Abschnitt, wie das Material, das ihrer Biographie zugrunde liegt, aus Koffern ins Archiv wanderte, von einer Ansammlung zu einem Nachlass mutierte – wobei die Hinterlassenschaften der Frau für weniger wertvoll erachtet wurden als die ihres Mannes. Sein Material wanderte ins Archiv und damit in die Öffentlichkeit, ihres blieb in Privatbesitz.

(Aus: Borchard, Beatrix: *Stimme und Geige. Amalie und Joseph Joachim. Biographie und Interpretationsgeschichte*, Wien/Köln/Weimar 2005, S. 35 [die Kursivierungen wurden aus dem im Original übernommen])

»Ein Koffer in London

Ein Haus in der Nähe von London: Unter einem Bett ein Koffer voller Briefe, Schreiben eines Musikers an seinen Bruder, Schafwollhändler in London. Der Absender war ein Geiger, von dem man gemeinhin nur weiß, daß er mit einem bekannten deutschen Komponisten des 19. Jahrhunderts befreundet war und mit ihm zusammenarbeitete. Der Koffer wurde geöffnet und gesichtet, schließlich nach Deutschland mitgenommen – in der Hoffnung, dort Käufer zu finden. Tatsächlich fanden sich Interessenten, die sich dafür einsetzten, daß die Briefe mit staatlichen Geldern für ein öffentliches Archiv gekauft werden konnten.

Außer diesem Koffer gab es in diesem Haus noch mehrere Schubladen in einer Mahagonikommode. Hier fanden sich Briefe, Konzertprogramme, der Prospekt einer Gesangsschule, Photos, auch ein autobiographischer Text. Materialien, Fundstücke, die von Leben und Arbeit der Frau dieses Mannes zeugen. Auch sie Musikerin, auch sie mit dem berühmten Komponisten freundschaftlich und beruflich verbunden. Ihr Name ist unbekannt. Also nicht relevant – keine öffentlichen Gelder – der Inhalt dieser Schubladen bleibt, wo er ist – in Privatbesitz. Nur kriminalistischer Sinn führt auf seine Spur. Hat man ihn aufgespürt – so argumentieren die Familienangehörigen, der Inhalt der Briefe sei nicht von öffentlichem Interesse, denn niemand wollte sie kaufen.

Wie in einem Brennspiegel zeigt die Koffergeschichte, daß sich auch hinsichtlich Aufbewahrung und Archivierung biographischen Materials die unterschiedliche Wertschätzung der Arbeit von Männern und Frauen niederschlägt. Nicht zuletzt deshalb ist der Umfang des Amalienmaterials – verglichen mit der Flut erhaltener Briefe und Konzertprogramme von Joseph Joachim – gering. Als Amalie Joachim 1899 starb und ihr Haushalt aufgelöst wurde, waren es – wie bei fast allen weiblichen Künstlern – die Kinder, die darüber entschieden, was überliefert werden sollte und was nicht.«

6. Ludwig Stein: Zur Methodenlehre der Biographik. Mit besonderer Berücksichtigung auf die biographische Kunst im Dienste der philosophiegeschichtlichen Forschung

(zu Seite 22ff. im Buch)

Ludwig Stein gehörte zu den Erfolgsautoren des Genres Biographie. In einem Aufsatz von 1895 versuchte er, eine Methodik der Biographie zu formulieren, indem er ihr einen historischen und einen ethisch-pädagogischen Wert zusprach, die Biographie also als Lehrstück für die Öffentlichkeit verstand. Deshalb, so Ludwig, dürften Biographien keine blutleeren Abstraktionen, keine ermüdenden, chronologischen Aneinanderreihungen von Fakten sein. Und deshalb setzte er, wie die meisten Biographen bis tief ins 20. Jahrhundert hinein, auf große Persönlichkeiten, die einschneidende Taten vollbracht hatten. Nur sie erschienen biographiewürdig, weil nur sie etwas zu lehren hatten. Allerdings wollte er die biographierten Objekte in ihren professionellen Milieus verortet wissen, denn »[l]eise und unvermerkt schleicht sich so manche im Beruf erlangte praktische Erfahrung in das theoretische Denken ein, um dort zu einer generellen Wahrheit umgestempelt zu werden.« (Stein 1895: 37). Nur in ihrem Milieu seien große Denker tatsächlich zu verstehen – freilich sollte diese Milieuschilderung der Profession des biographierten Objektes angemessen sein: Das Liebesleben der Dichter mochte produktive Kräfte entfalten, doch für Philosophen gelte das noch lange nicht, es sollte daher mit Takt übergangen werden.

(Aus: *Biographische Blätter* 1 [1895], S. 22–39, hier S. 22, 27–30)

»Die biographische Kunst galt bisher als herrenloses Gut. Das litterarische Freibeuterthum, das ohne äussere Schulung oder inneren Beruf dankbaren Stoffen auflauert, um sie – entweder zur Stillung der Lebensnothdurft, oder, was noch bedenklicher, zur Befriedigung schriftstellerischen Eitelkeitskitzels – mit ihren plumpen Federn meuchlings zu überfallen, hat sich von jeher mit Vorliebe am biographischen Stoff vergriffen. Ein paar rasch zusammengelesene Jahreszahlen, einige flüchtig zusammengestoppelte Urtheile über die Thaten und Werke der Helden, dazu ein vollgerüttelt Maass von verhimmelnden Epithetis und verschnörkelten Superlativen – und die Dutzend-Biographie ist fertig. Der also Überfallene kann sich, da es sich ja meist um die Lebensbeschreibungen Verstorbener handelt, nicht wehren und muss sich daher die frevle Plünderung seines Namens, des einzigen Guts, das ihm geblieben und für welches seine volle, grosse Persönlichkeit einzusetzen das ganze Leben nur Sinn und Werth hatte, stumm gefallen lassen. [...]

Alles ernsthaft Biographische hat einen doppelten Zweck: einen historischen und einen pädagogisch-ethischen. Einmal soll es erklären, wie die grosse Persönlichkeit – und vornehmlich eine solche ist ein adäquates Objekt der biographischen Kunst – gewachsen und geworden ist, wie ihre Thaten und Werke entstanden sind und gewirkt haben, welche Seiten ihrer Eigenart ihre geschichtliche Stellung bedingen und die Bedeutsamkeit ihrer Leistungen ausmachen, ob und in welchem Umfange sie den Gesamtfortschritt der Kulturmenschheit gefördert haben, andermal soll es jene Züge kräftig hervorheben und mit Licht übergiessen, die etwas Vorbildliches, Beispielweckendes, die Epigonen zu gleicher Leistung Anspornendes an sich tragen. – Ein drittes, minder vornehmes Ziel der Biographik, dessen Werth in umgekehrtem Verhältniss zu seiner Verbreitung steht: die Befriedigung der Neugierde eines anekdotenhaschenden, sensationslüsternen Lesepöbels, kann hier, wo es sich um die wissenschaftliche Seite der Biographik handelt, füglich übergangen werden.

Der historische Werth der Biographik ist nun allen ernsthaften Biographien – unabhängig von ihrem Objekt – gemeinsam. Ob die geschilderte grosse Persönlichkeit ein Monarch, Feldherr oder Staatsmann, Künstler, Gelehrter oder Erfinder ist, gleichviel: sobald ihre Leistung einen merklichen Einschnitt in den Kulturverlauf bedeutet, gehört sie der Geschichte an, und die Schilderung ihres Lebens und Wirkens hat historischen Werth. Anders verhält es sich jedoch mit dem pädagogisch-ethischen oder didaktischen Werth der Biographie. Nicht jedes Leben politisch oder künstlerisch überragender Individualitäten hat nothwendig ethischen Gehalt oder gar vorbildlichen Werth. [...]

Dass nun aber ein solches Leben nach völlig anderen Gesichtspunkten und unter Hervorhebung und Herausarbeitung ganz andersartiger Momente dargestellt sein will, wie das irgendeines Heerführers oder Künstlers, leuchtet ohne weiteres ein. Kommt es hier mehr auf die Thaten an, so dort vornehmlich auf die Gesinnung, zumal diese zuweilen die höchste That ist. Daraus folgt, dass sich für die historische Seite der Biographik allenfalls ein allgemeiner, für alle Biographen gültiger, vom behandelten Objekt unabhängiger Kanon aufstellen lässt, dass hingegen mit Rücksicht auf die ethische Wirkung der Biographie eine Scheidung nach Objekten erforderlich ist. Besteht die psychologische Kunst des Biographen in der feinsinnigen Heraushebung derjenigen Eigenschaften seines Helden, die diesen zu einem solchen stem-peln, so ist es klar, dass bei der Biographie eines Philosophen z.B. völlig anders geartete Eigenschaften in Betracht kommen, als bei anderen Berufsarten, ja dass die gleichen Eigenschaften in verschiedenen Berufen verschiedenen, häufig sogar einen entgegengesetzten Werth haben. [...] Keinem Historiker der Philosophie fällt es bei, den Liebesverhältnissen seiner Helden, die in den Biographien der Dichter einen so berechtigt breiten Raum einnehmen, auch nur nachzuspüren. Was für die Psychologie des Dichters und für die Vertiefung des Verständnisses seiner Werke von fundamentaler Bedeutung sein mag, das sinkt unter Umständen in der Lebensbeschreibung des Philosophen zur quantité négligable herab.«

7. Siegfried A. Kaehler: Briefe eines Historikers zu Kriegsende

(zu Seite 67ff. im Buch)

Die folgenden vier Briefauszüge werfen ein Schlaglicht auf die materielle und geistige Situation deutscher Historiker kurz vor und nach Ende des »Dritten Reichs«. Zum ersten ist interessant, dass noch im zunehmend zerstörten Deutschland zahlreiche und lange Briefe geschrieben, gesendet und von den Adressaten tatsächlich empfangen wurden. Zum zweiten waren Briefe um 1945 herum das letzte Kommunikationsmittel, durch das sich Historiker gegenseitig mitteilen konnten, wie es um sie und die Kollegen stand. Jeder trug seine Informationsbröckchen bei, so dass die »Zunft« stichwortartig über ihren personellen Zustand Bescheid wusste. Drittens aber zeigen die Briefe, wie Historiker, die dem Nationalsozialismus nicht unbedingt fern gestanden hatten, um eine Sprache rangen, den Untergang Deutschlands zu verarbeiten. Bombardierungen wurden in biblischer Metaphorik als »alttestamentarisch« bezeichnet, die Vernichtung der deutschen Armeen wurde mit historischen Vorbildern verglichen, die Schuldfrage erörtert und als Lehre aus der Geschichte interpretiert, die angeblich alle Nationen betrafen. Kaehler reagierte trotzig, indem er auf den Leistungen Preußens beharrte und den nationalsozialistischen Abschnitt der deutschen Geschichte – weiterhin – zu ignorieren versprach. Dass er, wie Gerhard Ritter, eine »Überjudung« deutscher Hochschulen vor 1933 als Grund für die »peinlichen Vorgänge« – eine beschönigende Bezeichnung für die Rassenpolitik des »Dritten Reichs« – akzeptierte, zeigt deutlich, dass die Weltwahrnehmung konservativer Historiker vom Nationalsozialismus nicht ganz weit entfernt gewesen und auch nach der Niederlage noch virulent war. Recht deutlich kann man an solchen Briefen ablesen, wie sich Historiker geradezu zu Widerstandskämpfern umdeuteten und das deutsche Volk, gemeinsam mit seinen europäischen Nachbarn, zum Opfer Hitlers erklärten.

(aus: Bußmann, Walter/Grünthal, Günther [Hg.]: *Siegfried A. Kaehler. Briefe 1900–1963*, Boppard am Rhein 1993, S. 294–297, 300, 335f.)

Siegfried A. Kaehler an Anna Kähler, 25.3.1945:

»Eben ruft mich ein anderer Schüler [scil. W. Bußmann] aus der Umgegend von Hannover an, um mir zu sagen, daß er mit seiner Mutter den Untergang von Hildesheim überlebt hat – 80% der Stadt seien vernichtet; »alttestamentarisches Erleben«, sagte er. Auch er seit 5 1/2 Jahren Soldat, gesundheitlich schwer geschädigt; soll Martinys Nachfolge antreten – ob es dazu kommt? Also, nichts als Untergang um uns herum; nichts als Vernichtung von Leben und Werken von uns Menschen.«

Siegfried A. Kaehler an Peter Rassow, 13.5.1945:

»Da ich nicht weiß, ob Sie meinen letzten Brief erhielten, will ich einige Nachrichten nachholen: 1. Aubin wurde im Kampf um Breslau am rechten Arm verwundet, im Flugzeug nach Berlin gebracht, dort im Lazarett von Hartung und Frau Meinecke besucht; soll Ende März nach Süddeutschland gegangen sein, um seine Frau in Freiburg zu suchen, die aber inzwischen nach Kiefersfelden übersiedelt war. Die Tochter mit Kind lebte in Freiburg, der Sohn war zum Militär-Attaché in Bern kommandiert. Seit 8 Wochen keinerlei Nachricht mehr. 2. Meineckes sind zweite Hälfte März nach

Schloß Wässerndorf, Unterfranken übersiedelt – Besitzer Baron Pölnitz, Schwiegersohn [Paul] Kehrs, der dort starb; ob dem alten Herrn dasselbe Lebensende beschieden ist, wie seinem Antipoden? Meineckes gerieten a) in das Bombardement Würzburgs, b) in die bald folgende amerikanische Okkupation hinein. Möchte ihnen der D. Lit. [Ehrendoktor] von Harvard etwas von Nutzen sein. 3. Ich erhielt hier durch den Halbbruder meiner Frau, Stabschef eines Armeekorps, während der allerletzten Tage der ›Verteidigung‹ des Weserabschnittes lehrreichsten Einblick in die trostlosen Verhältnisse der atomisierten Armee, deren Rückzug schließlich eine gerade noch geregelte Flucht war; das Armeekorps hatte noch 600 Gewehre; im Armeebereich 26 Rohre auf 80 km Breite... Dies das Ende von Clausewitz, Moltke, Schlieffen – selbst Ludendorff dürfte sich sehen lassen neben dieser Kriegsführung; die mein Schwager ›nichts als gemeines Verbrechen am Volk‹ nannte.«

Siegfried A. Kaehler an Martin Kähler, 19.5.1945:

»Aber – denken wir zurück an 1913, 1910, 1905 – glaubt man doch, derselbe Mensch zu sein, der das glückliche Deutschland von damals erlebt und als Selbstverständlichkeit erlebt hat?! Und – sind wir als ›Volk‹ wirklich ›schuldhafter‹ und schlimmer als andere Völker? Aber es ist ja auch keines der anderen europäischen Völker aus diesem Gericht und seinen Furchtbarkeiten ausgenommen gewesen – vom Sturz der Kulturgötzen unseres reichen 19. Jahrhunderts sind alle mitbetroffen worden. Die Wirklichkeit des menschlichen Lebens hat sich uns allen ohne idealistische und eudämonistische Schleier gezeigt. Und das ist ein großer Gewinn im allgemeinen Verlust. [...]

Genauso, wie ich unter dem Nazismus auf das wahre Deutschland Luthers, des Idealismus' und Bismarcks hinzuführen bemüht war und den Nazismus auf dem Katheder totgeschwiegen habe, genauso werde ich die geschichtliche Leistung Preußens und des deutschen Soldatentums weiterhin aufzeigen in seiner wahren Form, vor der Zerstörung durch den Nazismus. Immerhin kann ich das tun unter dem Motto des Punktes 3 des Schlussberichtes des englischen Botschafters Henderson vom 20.9.1939: ›Herr Hitler and the National Socialism are the products of the defeat of a great nation in war and its reaction against the confusion and distress which followed the defeat.‹

Siegfried A. Kaehler an Gerhard Ritter, 25.2.1946:

»Was die Berechtigung des von Ihnen erwähnten Widerstandes gegen die übermäßige Besetzung deutscher Lehrstühle durch Juden vor 1933 angeht, so kann ich nur daran erinnern, daß bei meinem Eintritt in die Hallenser Fakultät im Herbst 1932 von den 17 Lehrstühlen nicht weniger als 5 [...] mit Volljuden besetzt waren [...]. Es war also ein volles Drittel der Lehrstühle jüdisch besetzt an einer alten Universität, welche statutenmäßig nur Protestanten, also nicht einmal Katholiken zu ihren Mitgliedern zählen sollte. Derartige Verhältniszahlen würden wohl auch in anderen Ländern als Deutschland zu kräftig bekundeter Ablehnung dieses Vordringens geführt haben. In Breslau lagen die Verhältnisse ähnlich; ein jüdischer Kollege erklärte mir gelegentlich, unter Parität verstehe er, daß der Nachfolger eines Juden auf einem Lehrstuhl wieder ein Jude sein müsse. Demgegenüber hat mir der später nach Oxford berufene Archäologe [Paul] Jakobstahl [Jacobsthal] selbst gesagt, daß er als Dekan der Marburger Fakultät in einer Berufungsangelegenheit nach Berlin gefahren sei, um Herrn Werner Richter klar zu machen, dass für die Marburger Fakultät die weitere Berufung eines jüdischen Kollegen nicht tragbar sei. So kluge Juden hat es leider aber nicht immer gegeben, sonst würden die peinlichen Vorgänge von 1933 sich nicht ereignet haben.«

8. Die Biographie einer Verbrecherfamilie

(zu Seite 75ff. im Buch)

Zwischen 1877 und 1926 erschienen in den USA zahlreiche »Eugenic Family Studies«, die am Beispiel ausgewählter Familien den Einfluss von Umwelt- und Erbfaktoren auf das soziale Verhalten untersuchten. Die ersten Texte waren noch recht ausgewogen, die späteren konzentrierten sich allein auf biologistische Erklärungsmuster für soziales Verhalten. Die Studien selbst sind in aufwendiger biographischer Feldarbeit entstanden. Durch Vorträge, Aufsätze, Zeitungsartikel und Wochenmagazine fanden sie ihren Weg nach Europa, reduziert auf kurze, einprägsame Schauergeschichten: Zwei kriminelle Eltern bekommen Kinder, die ebenfalls auf die schiefe Bahn geraten, selbst zahlreiche Nachkommen zeugen, die sich wiederum durch Nachkommen potenzieren usw. Die meisten von ihnen sind Verbrecher, Alkoholiker, Almosenempfänger oder mit allerlei Geisteskrankheiten und moralischen Defekten geschlagen. Sippen von »Asozialen« wie die »Familie Kallikak« würden bald das Land durchwuchern und die Sozialsystem plündern, wurde den Lesern versichert. »Gut« gegen »Böse«, »wir« – gesetzestreu, strebsam und sitzsam – gegen »die« – trunksüchtig, geistesschwach, kriminell, lautet das Narrativ dieser Studien, und durch die verkürzende, skandalisierende Rezeption sind Namen wie die »Juke Family« oder die »Familie Kallikak« zur Metapher für die angebliche biologisch-soziale Degeneration der Gesellschaft geronnen. Um die Dramatik deutlicher zu machen, wurden am Ende des Buches Stammbäume abgedruckt, eine Art visualisierter Kollektivbiographie, reduziert auf Abstammungslinien.

(aus: Goddard, Henry Herbert: *Die Familie Kallikak. Eine Studie über die Vererbung des Schwachsinnns*, Langensalza 1914 [urspr. 1912], S. 23–25, 30f., 33f., Tafel I.)

»Als Martin Kallikak senior aus der guten Familie ein Bursche von 15 Jahren war, starb sein Vater und hinterließ ihn ohne elterliche Pflege und Aufsicht. Eben bevor er großjährig wurde, gesellte sich der junge Mann zu einer der zahlreichen Militärabteilungen, die zum Schutze des Landes zu Beginn der [amerikanischen] Revolution gebildet wurden. In einem der Wirtshäuser, die durch die Miliz zahlreich besucht wurden, traf er ein schwachsinniges Mädchen, durch das er der Vater eines schwachsinnigen Sohnes wurde. [...] Dieser uneheliche Knabe war Martin Kallikak junior [...]. Von ihm stammen 480 Abkömmlinge. 143 von ihnen = 29,8% waren oder sind – dafür haben wir entscheidende Beweise – schwachsinnig, während nur 46 = 9,6% normal befunden wurden. Der Rest ist in dieser Hinsicht unbekannt oder zweifelhaft. [...]

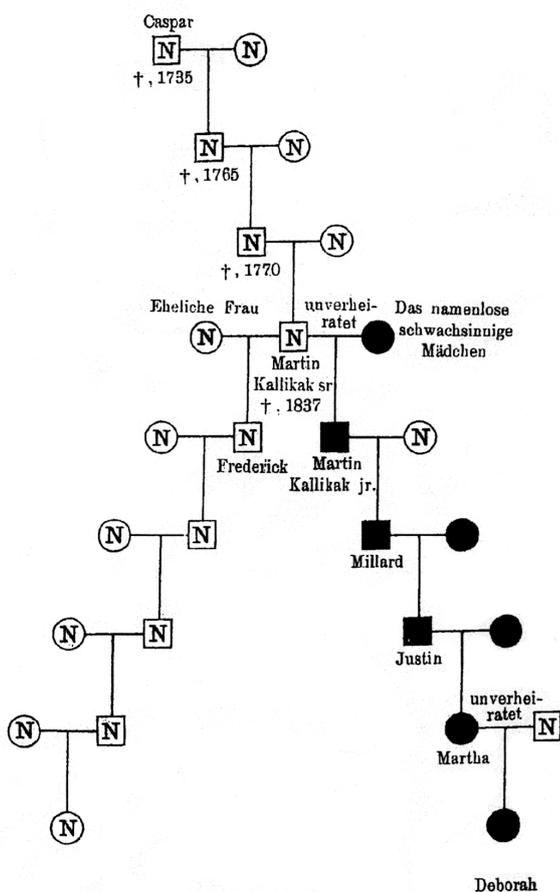
Der nächste Sohn von Martin junior war Nathan [...]. Er war Vater von sechs Kindern. Einer seiner Söhne war ein Pferdedieb, der auch eine Schafherde stahl, die der Besitzer ganz arglos fortreiben half. [...] Ein Kind starb. Das sechste Kind, eine Tochter, ist schwachsinnig und unsittlich. Sie heiratete einen schwachsinnigen Alkoholiker. Von ihren sechs Kindern sind wenigstens zwei schwachsinnig. [...] Unsittlichkeit und Alkoholismus herrschen in dieser Familie vor. Einer der Söhne heiratete eine schwachsinnige Frau, die aus schwachsinnigem Geschlecht stammte. Sie hatten sechs Kinder, die alle schwachsinnig waren. Eins von ihnen gehört dem mongoloiden Typus an – eine interessante Entwicklung, die zeigt, daß diese besondere Form von Entwicklungshemmung einem in einer defekten Familie begegnet. [...]

Als Martin senior die Revolutionsarmee verließ, wurde er ein tüchtiger Mann und heiratete ein angesehenes Mädchen guter Abstammung. Aus dieser Verbindung stammt eine andere Reihe von Abkömmlingen völlig anderen Charakters. In

direkter Deszendenz zählen sie jetzt 496 Angehörige. Sie sind alle normale Menschen [und] heirateten in die besten Familien ihres Staates, Abkömmlinge von Kolonialbeamten, Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung, Soldaten und sogar von dem Begründer einer großen Universität. [...] Unter ihnen finden sich keine Schwachsinnigen, keine unehelichen Kinder, keine unsittlichen Weiber, kein einziger sexuell liederlicher Mann. Keine Epileptiker, keine Verbrecher, keine Bordellwirte sind darunter. [...]

Wir haben eine Familie aus gutem englischen Blute aus dem Mittelstand, die von den Eigentümern des Staates zur Zeit der Kolonisierung Grund und Boden erwarb und sich darauf niederließ. Vier Generationen hindurch bewahrte sie sich eine ehrenvolle und angesehene Stellung, auf die sie mit Recht stolz war. Dann tritt ein Sprössling dieser Familie in einem unbewachten Augenblick abseits von den Pfaden der Rechtschaffenheit und begründet mit Hilfe eines schwachsinnigen Mädchens eine Linie geistig defekter Individuen, die wirklich erschreckend ist. Nach diesem Versehen kehrt er zur Tradition seiner Familie zurück, heiratet eine Frau seiner eigenen Güte und begründet mit ihr ein Geschlecht von genau dem gleichen ehrenvollen Ansehn [sic] wie das seiner Vorfahren. [...]

Daß es sich hier wirklich um ein Vererbungsproblem handelt, kann niemand bezweifeln; denn [es] erscheinen die Züge der Familie Kallikak ständig weiter bis herunter auf die lebende Generation, und viele Eigenschaften kehren in den guten wie in den schlechten Familien wieder und zeigen so die Stärke und Beharrlichkeit von Eigenschaften des angestammten Geschlechts.«



(Erläuterung der Abbildung: N = »normal«, schwarz = »schwachsinnig«)

9. Alva und Gunnar Myrdal nach ihrer Rückkehr aus den USA

(zu Seite 100 im Buch)

Biographen verwenden Abbildungen in der Regel nur als Illustrationen. In diesem Sinne würde das folgende Doppelportrait zeigen, wie Alva und Gunnar Myrdal 1942, kurz nach ihrer Rückkehr aus den USA, aussahen. Bildquellen müssen aber, wie Texte, interpretiert werden. Hier ist es der Bildaufbau, der etwas über die Geschlechterverhältnisse aussagt. Gunnar Myrdal hatte nach einer exzeptionellen Karriere in Schweden 1938 den Auftrag der Carnegie-Stiftung angenommen, die Rassenprobleme in den USA zu untersuchen, ein prestigeträchtiges Projekt, das ihn weltweit bekannt machte. Von zwei Seiten fällt der Blick auf ihn – vom Betrachter des Bildes und von seiner Frau –, das stellt ihn ins Zentrum. Er selbst ist sich seiner Bedeutung offenbar bewusst und blickt den Betrachter direkt an. Alva Myrdal, die sich zu der Zeit als Sozialreformerin und Publizistin ebenfalls einen Namen in Schweden und den USA gemacht hatte, ist dagegen Teil der Bilddiagonale. Sie doppelt den Blick auf ihren Mann und schirmt ihn zugleich gegen den optisch konkurrierenden Hintergrund ab. Auf diese Weise ist sie nicht als eigenständige Person abgebildet, sondern als graphisches Element in das Bild eingefügt – und das, obwohl beide seit Jahren als gleichberechtigtes Paar in den Medien stilisiert wurden und sich selbst auch so stilisierten. Durch solche bildlichen Strategien konnten die Zeitgenossen Tendenzen der Frauenemanzipation, die ihnen zu weit gingen, subtil unterlaufen; solche Taktiken sind von Biographen als Teil der Biographie zu beschreiben.



(Fotografie von Bo Törngren, 1942 [Arbetarrörelsens arkiv och bibliotek, Stockholm])

10. Jan Romein: Kriterien einer guten Biographie

(zu Seite 104 im Buch)

Romeins Buch ist ein klassischer Text der Biographieforschung. Er skizziert die Geschichte des Genres und verfasst eine Art Lehrbuch, worauf beim Schreiben einer Biographie zu achten sei. In den folgenden Auszügen geht es um die Biographiewürdigkeit. Deutlich wird, wie zeitgebunden Aussagen über Biographien sind. Denn nach Romeins Kriterien hätte Alain Corbin das Leben seines Holzschuhmachers nie beschreiben dürfen. Romein macht mit seinem Text deutlich, dass Biographien lange Zeit Denkmäler eines bestimmten Typus Mensch errichten sollten, nämlich der »Persönlichkeiten«. Spuren hinterlassen zu haben, macht nicht biographiewürdig, wenn es sich um bloße »Show« handelt; schweigende Genies hinterlassen keine Spuren; brillante Komödianten erfüllen die Kriterien des »Ernstes« und der »Größe« kaum; und lebende Personen haben das Potenzial, noch vollkommen zu versagen und damit ihre Biographiewürdigkeit zu verspielen. Tod, Innerlichkeit, Bleibendes, Größe, Ernst, Extrovertiertheit, eine genuin eigene Leistung und Distanz des Biographen müssen zusammenkommen, um eine dem Individuum angemessene und den Leser ansprechende Biographie verfassen zu können. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Hierarchie zwischen Politikern, Künstlern und Wissenschaftlern. Im Übrigen betont Romein, dass es keine theoretisch erlernbaren Regeln gibt, dass das Verfassen einer Biographie von der Erfahrung des Biographen abhängt, im Grunde also den Status eines Handwerks aufweist.

(aus: Romein, Jan: *Die Biographie. Einführung in ihre Geschichte und ihre Problematik*, Bern 1948, S. 108–110, 145)

»Will man von einer guten Biographie reden können, so müssen zwei Bedingungen erfüllt sein: die erste betrifft das Objekt, die zweite das Subjekt. Der Beschriebene soll nämlich nicht nur ›ein‹ Individuum, sondern eine Persönlichkeit sein; er muss ferner in der Welt etwas Bedeutendes geleistet und deutliche Spuren hinterlassen haben. Dies ist so wichtig wie jenes, denn eine Persönlichkeit, die sich nicht, in welcher Weise auch immer, geäußert hat, kann, so wichtig sie an sich auch sein mag, nicht das Thema einer Biographie sein. Der superbe Schweiger, hat [Johan] Huizinga in seinem Leben von Jan Veth gesagt, wird mit Recht vergessen. Deshalb muss das Thema die Anteilnahme der Nachwelt erwecken können. Ist es nötig, darauf hinzuweisen, dass andererseits nicht äussere Grösse jemanden zum geeigneten biographischen Objekt stempelt? Eher ist ja das Gegenteil der Fall. Denn eben bei fürstlichen Personen und anderen hohen Würdenträgern tritt das innere Leben (worum es dem Biographen vor allem geht), wenn auch vorhanden, doch meistens zurück hinter die Kulissen der Bühne, auf der sie buchstäblich ihre historische ›Rolle spielen.«

Die zweite Forderung geht dahin, dass die Behandlung des Themas adäquat sei. Welche der beiden Bedingungen ist wichtiger? Die Frage ist, scheint es, schwer zu beantworten. Ein gutes Thema nämlich liefert, wenn es schlecht behandelt wird, selten ein erfreuliches Resultat, ein schlechtes Thema hingegen kann bei trefflicher Behandlung immer noch wichtig sein. [...]

Wodurch aber wird das Interesse der Nachwelt geweckt? Auch auf diese Frage ist die Antwort nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick scheint. Lee hat versucht, das potentielle Interesse in die aristotelische Formel über das Drama zu fassen. Das Thema soll ernst, vollständig und von einer gewissen Grösse sein. Der ersten und der letzten Bedingung ist Genüge getan, wenn der Beschriebene mehr oder weniger den Charakter eines Ahnherrn aufweist, das heisst: wenn das Erbe,

welches er der Welt hinterliess, sich aus etwas zusammensetzt, woraus dasjenige anderer sich nicht zusammensetzt. Je seltener das Erbe, um so grösser der Ahnherr und um so ernster und grösser das Thema. Die Forderung nach Vollständigkeit bedeutet hier, dass der Beschriebene gestorben sein muss. Diese Forderung ist gar nicht so selbstverständlich, wie es den Anschein hat. Biographen von noch lebenden Persönlichkeiten sind heutzutage keine Seltenheit mehr. [...] Trotzdem: als richtiges biographisches Objekt muss ein Lebender ästhetisch und wissenschaftlich abgelehnt werden. Ästhetisch: nur der Tod gibt jene Abrundung, ohne die kein Kunstwerk befriedigend ist; wissenschaftlich: erstens sind immer noch Überraschungen möglich, solange der Tod das ›exit‹ nicht ausgesprochen, zweitens kann die bleibende Bedeutung eines Menschen erst nach seinem Tod festgestellt werden, drittens steht das Material immer nur teilweise zur Verfügung und ist meist einseitig, viertens endlich – und dies dürfte das Wichtigste sein –: Unbefangenheit ist nicht wohl möglich. Verherrlichung oder Schmähung sind meist die Motive, welche den ›Biographen‹ veranlassen, zur Feder zu greifen. Erst wenn der Held, und dadurch in uns das Bedürfnis zu ›handeln‹, gestorben, sind wir reif zum Geniessen und zum Verstehen. [...]

Natürlich lässt sich nicht genau bestimmen, wie lang eine Biographie sein soll. Die Länge hängt hauptsächlich von drei Faktoren ab. In erster Linie von der Bedeutung. Je grösser die Bedeutung, um so länger die Biographie. Denn grössere Bedeutung will doch nichts anderes heissen als: mehr und weitere Dimensionen, demnach mehr Inhalt und Wirkung. Zweitens macht die Natur des Objekts einen Unterschied. Die Biographie eines Staatsmannes wird länger sein und länger sein müssen als diejenige eines Künstlers, diese wiederum länger als die eines Gelehrten, da der Gelehrte in der Regel am wenigsten, der Staatsmann dagegen am meisten mit der Aussenwelt in Berührung kommt.

Der dritte Faktor ist zufällig und darum unberechenbar: er betrifft den Stand des Materials. Ist es wichtig und fliesst es üppig, so wird die Biographie selbstverständlich – ohne die Straffheit und Lesbarkeit zu verlieren – grösser sein können, als wenn es unwichtig oder rar ist. [...] Wo so viele subjektive und ungewisse Faktoren mitspielen, wäre das Aufstellen von strengen Regeln – von Regeln überhaupt – nichts als öde Schulmeisterei. Höchstens wagen wir auf Grund unserer persönlichen Erfahrungen die Behauptung, dass ein Biograph, der sein Fach versteht – denn es ist ein Fach –, durchschnittlich auf 200 bis 300 Seiten alles Wesentliche zur Sprache bringen kann.«

11. Carl Schmitt: Protokoll eines chaotischen Leben

(zu Seite 28 im Buch)

Reinhard Mehring hat für seine Schmitt-Biographie, allerdings nicht durchgängig, eine Technik gewählt, die als veraltet gilt und in Rezensionen auch kritisiert wurde: In einem protokollartigen Stil referiert er den Inhalt seiner Quellen und folgt dabei oft einfach der Chronologie ihres Erscheinens. Das hat jedoch einen entscheidenden Vorteil. Dieser Stil stellt disparate Ereignisse nebeneinander und macht dadurch das Chaotische und Vielfältige eines Lebens plastisch. Der Leser kann sich in einen Strudel von Ereignissen hineinziehen lassen und Schmitts disparate Versuche, sein Leben in den Griff zu bekommen, fast schon mitleben. Allerdings simuliert Mehring an keiner Stelle einen Innenblick. Er ist nicht der allwissende Erzähler, der mitteilen kann, wie es in Schmitts Innerem aussieht, sondern er bleibt mit seinem Text ganz an der Oberfläche der Notizen, die Schmitt über sein Leben angefertigt hat. Dadurch wird eine klare Distanz zwischen Schmitt, seinem Biographen und den Lesern hergestellt. Stets bleibt deutlich, dass von Schmitt nur, teils unleserliche, Quellen überliefert sind, die sein Biograph zu einem Buch angeordnet hat. Zwischen dem realen Leben Schmitts und dem Leser befinden sich also zwei Instanzen Text, zwei Filter, die einen direkten Zugriff auf Schmitts Leben unmöglich machen. Paradoxerweise macht gerade das der vermeintlich rein abbildende Protokollstil deutlich.

(Aus: Mehring, Reinhard: *Carl Schmitt. Aufstieg und Fall. Eine Biographie*, München 2009, S. 234–236, 255f.)

»Mitte Juli kommen Eislers für einige Tage aus Hamburg. Dr. Max Clauss aus den Kreisen der Europäischen Revue lädt Schmitt für die Tagung ›Le problème social de la vulgarisation de la culture‹ nach Barcelona ein. Sehr kurzfristig wird die Reise von Paul Adams organisiert. Schmitt nimmt ›aus bloßer Schwäche‹ an. Vielleicht will er sich aber auch vor einer Affäre retten. Denn er schlittert immer mehr in die Beziehung zu Fräulein Büttner hinein. Sie ist ›aber kalt und hart‹ und ›kümmerlich‹. Schnell schreibt Schmitt einen Aufsatz über Zehn Jahre Reichsverfassung. Duška muss im August in St. Gallen dann ein fünftes Mal operiert werden. Carl ist bei ihr und schreibt seine Vorträge für Spanien. Der unbekannte Donoso Cortés erscheint schon vor der Reise im Hochland und die berühmte Rede über Die europäische Kultur im Zwischenstadium der Neutralisierung folgt in der Europäischen Revue. Haupterträge sind damals aber zweifellos die beiden Ecksätze über den ›Hüter der Verfassung‹. Am 15. Oktober reist Schmitt nach Barcelona und bald weiter nach Madrid. Er hält seinen Vortrag auf Französisch unter dem Titel L'état actuel de la culture européenne und spricht am 23. Oktober auch über Donoso Cortés' Stellung in der deutschen Staatslehre. Begeistert berichtet er [Rudolf] Smend vom Stierkampf und vom Escorial. Die Rückfahrt macht er Ende Oktober über Paris und besucht Pierre Linn aus dem Maritain-Kreis. Wieder in Deutschland, spricht er Mitte November im Hamburger Übersee-Klub. [...]

Schmitt lebt 1929 in einer Art erotischem Ausnahmezustand. In Bonn hatte er Liebe und Sexualität zwischen Duška und Magda klar verteilt. Nun wird das Arrangement komplexer. Annie Kraus schaut täglich vorbei. Dazu kommen die Hausmädchen. Daneben gibt es ungezählte Prostituierte, einige Affären und eine ernstere Liaison mit Margot, der Schmitt nach Duškas Operationen nur um den Preis neuerlicher Prostituiertes sowie einer beginnenden Liebelei mit einer Studentin entsagt. Auch andere Frauen, so Corina Sombart, kommen ihm bedrohlich nah. Es fehlt der Halt an engen

Männerfreundschaften, wie Arnold Schmitz, der in Bonn ein stabilisierender Faktor war. Dafür treten andere, so Paul Adams und [Wladimir] Koschwenikoff, ins engere Freundesfeld. Das Beziehungsnetz ist komplexer und diffuser geworden. Der Aktionsraum weitet sich aus. Schmitt driftet in die Strichszene ab und beschreibt sich verstärkt wie einen Triebtäter, der im Schweifgebiet herumstreunt, bis ihn der elektrisierende ›Schlag‹ der ›langen Beine‹ und des ›weißen Fleisches‹ trifft. Wenn diese Tagebücher keine Literatur sind, lesen sie sich passagenweise wie ein Krankenbericht. [...]

Er lernt Karl Schilling kennen, der später sein Assistent wird. Am 23. Dezember gibt es ein intensives Gespräch mit [Veit] Rosskopf über Hölderlin und Däubler. Weihnachten verbringt Schmitt daheim. ›Duška war abends krank; sie meinte, sie wäre schwanger‹ (26.12.1930). Den Silvesterabend feiert Schmitt daheim mit [Karl] Eschweiler und Paul Adams.

Er arbeitet an der Buchfassung des Hüters der Verfassung, hält bis zum 13. Januar nun fast täglich Vorlesungen im Reichspostzentralamt. Dazu kommen vier Rundfunkvorträge (5./12./19./26.1.1931) für die Deutsche Welle, die er selber liest. Duška ist tatsächlich schwanger. Am 15. Januar spricht Schmitt in der Philosophischen Gesellschaft in Berlin.«

12. Hermann Aubin: Die gerichtete Weltwahrnehmung eines Historikers

(zu Seite 136 im Buch)

Wenn es um die Rolle des eigenen Fachs im »Dritten Reich« geht, nimmt die Geschichte der Geschichtswissenschaft oft die Form einer staatsanwaltlichen Anklageschrift an. Der französische Mittelalterhistoriker Marc Bloch hingegen hatte den Historiker metaphorisch als »Untersuchungsrichter« bezeichnet, der in einem gerichtlichen Verfahren die Ermittlungen ergebnisoffen nach allen Seiten hin leitet. Das ist zwar in Deutschland grundsätzlich auch Aufgabe des Staatsanwaltes, der aber stärker mit seiner Funktion als Ankläger verbunden wird. Eduard Mühles Biographie des Historikers Hermann Aubin wiederum könnte man am besten mit der Urteilsbegründung eines Richters vergleichen, der nach allen Seiten abwägend, alle Faktoren gewichtenden und einordnenden Erklärung einer zu bewertenden Tat. Dabei ist Mühle in seinem Urteil deutlich: Aubin gehörte zu denjenigen Historikern, die sich dem Nationalsozialismus bedingungslos angedient hatten – was vielleicht umso schwerer wiegt, als dass er durchaus die Voraussetzungen gehabt hätte, auf Distanz zu gehen. Die folgenden Auszüge zeigen, wie Mühle Aubins höchst selektive Wahrnehmung des europäischen Ostens zu rekonstruieren versucht. Er setzt Bruchstücke von Ego-Dokumenten zusammen, vergleicht diese mit denen anderer Historiker, stützt sich dabei besonders auf das, wofür Aubin »keine Worte fand« und formuliert Wahrscheinlichkeitsaussagen. So ersteht abwägend der damalige Blick des Historikers ein weiteres Mal und erklärt, warum dieser sich in der »Ostforschung« engagiert hat, die der Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus diene. Wie jeder Richter kann auch Mühle nur auf Basis von Zeugnissen und Zeugen sein Urteil fällen, sein Narrativ macht diese Konstruktionsarbeit transparent.

(Aus: Mühle, Eduard: *Für Volk und deutschen Osten. Der Historiker Hermann Aubin und die deutsche Ostforschung*, Düsseldorf 2005, S. 55, 57f.)

»Dass Aubin in Galizien, wie er selbst bemerkte, durch ein Land gezogen war, das ihm »wie eine andere Welt erschien«, kann kaum erklären, weshalb ein Historiker, der bald zu den führenden deutschen Vertretern der geschichtlichen Landeskunde und Siedlungsforschung zählte, für die unbekannte Landschaft, ihre Siedlungen und Menschen keine Worte fand. Die Zensur der Feldpost, die von Zeit zu Zeit ausführlichere geographische Schilderungen aus militärstrategischen Gründen untersagte oder in Selbstzensur unterdrückte, kann dafür kaum als Erklärung dienen. Dass ihn das Kampfgeschehen vollständig absorbiert und von einer »touristischen« Beobachtung und Beschreibung abgehalten hätte, erscheint ebenfalls unwahrscheinlich, hat er sich doch keineswegs nur in vorderster Frontlinie bewegt. Vielmehr hat er wiederholt geschildert, wie er bei der Organisation des Munitionsnachschubs weit ins Hinterland gekommen sei oder in Ruhepausen weite Spazierritte oder Kutschfahrten unternommen habe. Was er dabei sah, schien ihm gleichwohl nicht berichtenswert. Zu einem Teil mochte das Ausblenden der Begegnungen mit der slawischen und jüdischen Bevölkerung Teil jener Strategie des Wegschauens und Verdrängens sowie der bald einsetzenden Abstumpfung gewesen sein, die Aubin selbst ganz offen beschrieben hat. Es war aber gewiss auch Ausfluss jener im deutschen Bildungsbürgertum und nicht zuletzt unter deutschen Intellektuellen weitverbreiteten Haltung, der zufolge die slawische und die jüdische Welt als primitiv, kulturlos und barbarisch schlichtweg einer näheren Beachtung und Aufmerksamkeit nicht Wert erschien. [...]

Seine unmittelbare Begegnung mit dem östlichen Mitteleuropa scheint keine Neugier geweckt, zu keiner veränderten Wahrnehmung geführt und damit auch keine Impulse für ein vermehrtes Interesse am genuinen Schicksal der ostmittel-

europäischen Völker, ihrer Geschichte und Kultur vermittelt zu haben. Die Polen, Ukrainer, auch die Litauer, Letten und Esten blieben für ihn weiterhin nichts anderes als ›russ[ische] Randvölker‹, die doch nur ›sehr bald zu unseren Feinden über[schwenken]‹. Gewiss erlauben die erhaltenen Feldpostbriefe nicht den Schluss, dass Aubin den im Verlauf eines 14-monatigen Kriegsgeschehens intensiv erlebten galizisch-polnischen Osten überhaupt nicht wahrgenommen, reflektiert und kommentiert habe. Dass sich von solchen Wahrnehmungen und Reflexionen in seinen Briefen aber so gut wie keine Spuren finden, wird man dennoch als einen sprechenden Hinweis auf den Stellenwert deuten dürfen, den er seinen Eindrücken vom Osten beigemessen hat.

Dass die Eindrücke, Beobachtungen und Erlebnisse an der Ostfront für sein Geschichtsbild ohne nachhaltigere Wirkungen geblieben sind und seine spätere Beschäftigung mit dem ›deutschen Osten‹ weniger vom Fronterlebnis als vom Trauma des anschließenden deutschen Zusammenbruchs beeinflusst und geprägt worden ist, dafür spricht auch die Tatsache, dass Aubin in seinen späteren Schriften das Kriegserlebnis an der Ostfront nie thematisiert, hingegen – ähnlich wie Hans Rothfels – wiederholt auf die Wirkung des Zusammenbruchs und des Versailler ›Diktatfriedens‹ für ein gewandeltes deutsches Geschichtsbild verwiesen hat. Auch seinen Kindern und Schülern gegenüber hat er das an der Ostfront Erlebte in Erzählungen nie besonders hervorgehoben, stets aber ›fesselnd‹ von der Tiroler Alpenfront erzählt. Das im Osten Gesehene blieb für ihn ganz im Rahmen dessen, was seine im österreichisch-deutschböhmisches bzw. reichsdeutschen Milieu bereits vor 1914 ausgebildete kulturelle Vorstellung für diesen Teil Europas schon immer angenommen hatte. Der Osten musste daher nicht neu interpretiert und mit seinen Menschen, seinen Dörfern und Städten, geschichtlichen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen eingehender beschrieben werden. Mit Eindrücken, die jenen entsprochen haben dürften, die Richard Salomon und andere ausführlicher festgehalten haben, blieb der Osten in Aubins Vorstellungswelt ein wenig anziehender, öder Raum, eine weite eintönige Fläche, die zivilisatorisch geradezu ›leer‹ erschien und damit leicht zur Projektionsfläche deutscher Kulturarbeit und Annexionsträume werden konnte.«

13. Einblick in die narrative Werkstatt eines Biographen

(zu Seite 122 im Buch)

In diesem Quellenauszug gibt Jakob Wassermann einen Einblick in die narrative Werkstatt von Biographen. Er setzt sich mit der bisherigen biographischen Literatur auseinander und kritisiert sie für deren unbewiesene Konstruktionen und für eine ungerechtfertigte Stilisierung des Columbus-Bildes. Dass er für diese Kritik einen farbigen, leicht polemischen Stil wählte, dürfte zwei Gründe haben: Zum einen richtete sich das Buch an eine breite Leserschicht, die nicht mit staubtrockenen, detaillierten Erörterungen behelligt werden wollte; zum andern ist Polemik seit jeher ein erprobtes Mittel, wenn man das eigene Bild gegen konkurrierende Konstruktionen durchsetzen will. Denn dass auch Wassermann nicht mehr weiß als seine Vorgänger, macht er zwar deutlich, wenn er sich vorstellt, wie es gewesen sein mag, und eine unidyllische, unheroische Perspektive wählt. Sein Columbus ist fast schon ein Verbrecher. Jedoch nutzt er zugleich einen grammatikalischen Kniff, der typisch ist für Autoren, die narrative Konstruktion Anderer reflektieren, ihre eigene aber als gültig verstanden wissen wollen, nämlich den Sprung von der Vermutung zur Gewissheit (wahlweise vom Konjunktiv in den Indikativ): »So kann es nicht gewesen sein, so ist es nicht gewesen«. Aus dem »kann« wird ein »ist«, also muss wohl eine andere Darstellung der Wirklichkeit gerecht werden – in diesem Fall die Wassermanns.

(Aus: Wassermann, Jakob: *Christoph Columbus. Der Don Quichote des Ozeans. Ein Portrait*, Berlin 1929, S. 31–33)

»Erst nach seiner Ankunft in Portugal tritt das Leben des Columbus aus dem Bezirk der Mutmaßung und Heroendichtung allmählich in den einer annähernden historischen Gewißheit. Wo er vorher gewesen ist und was er gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Die Panegyriker des merkwürdigen Mannes haben für ihren Teil ebensogut dafür gesorgt wie seine Feinde, daß die Spuren nicht aufzufinden sind, und er selbst hat von einem bestimmten Zeitpunkt ab nach seinem eigenen Beschluß kein Vorleben gehabt, so wie Don Quichote kein Vorleben gehabt hat.

Die Art, wie er nach Portugal gekommen sein soll, ist noch ganz Roman. Seegefecht mit Piraten, Feuersbrunst auf der angegriffenen Galeazze, Untergang des Schiffes und Schwimmen an die nahe Küste, wo ihn genuesische Landsleute aufnehmen, alles dies, obschon von seinem Sohn Hernando berichtet und von seinem hingebenden Bewunderer, dem Bischof Las Casas, bekräftigt und bestätigt, ist Sage, dem heldischen Nimbus zuliebe erfunden, und hat vor der Forschung in keiner Einzelheit standgehalten. Es läßt sich denken, daß es viel natürlicher, viel armseliger dabei zugegangen ist.

Nicht minder stilisiert und auf poetischen Effekt hin bearbeitet scheint alles, was mit seiner Ehe zusammenhängt. Ein harmloser deutscher Kompilator, der um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das Leben des Columbus ausführlich beschrieben hat, läßt sich folgendermaßen vernehmen [...]: »Für einen Mann wie Columbus war Lissabon die hohe Schule, um sich auf seine fernere Laufbahn vorzubereiten. Hier fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, sich als praktischer Schiffskapitän zu versuchen [...], zugleich aber fand er, wenn ihm ruhiger Aufenthalt im Hafen vergönnt war, die beste Schule, sich in seinem Beruf auszubilden, mit den neuesten Entdeckungen bekannt zu machen und im Kartenzeichnen zu vervollkommen. Zu diesen stillen Beschäftigungen würde indessen der rastlose Freund des offenen Meeres schwerlich Muße gefunden haben, hätte er nicht zu seinem Piloten Amor gewählt, der ihn einst, denn wohin wagte der kleine

heidnische Dämon sich nicht, bei stürmischen Wetter in die Allerheiligenkapelle bugsierte, wo sein Herz, und zwar mit vollen Segeln, vor Anker ging. Hier sah er Donna Filippa Muñiz di Perestrello, eine edle Portugiesin von ausnehmender Schönheit; er suchte nähere Bekanntschaft, warb um ihre Hand und vermählte sich mit ihr. [...]«

Ein Idyll im Biedermeierstil. Gott Amor, nein, das ist zu rührend und zu neckisch. So kann es nicht gewesen sein, so ist es nicht gewesen.

Der Mann muß tiefer in Wirrnisse geraten sein. Ich stelle mir vor, daß er in der Hölle gelebt hat. Er ist bereits über vierzig, und was hat er erreicht? Seit Dezennien erfüllt ihn das eine Verlangen, sich hervorzutun, die Niederungen zu verlassen, an die ihn ein boshaftes Geschick kettet, der inneren Berufung zu folgen, die von der Welt mißkannt zu sehen ihm mit dem Verlauf der Jahre zu unerträglicher Folter wird. Er ist nahe daran, die Hoffnung aufzugeben. Er hört von Erfolgen weit jüngerer Seefahrer, Schiffe kehren mit aufregenden Nachrichten heim, von Monat zu Monat hellt sich der dunkle Horizont über dem Atlantik mehr auf, und er, zur Untätigkeit verdammt, im Schatten stehend, ohnmächtig und arm.

Ich sehe ihn, wie er nachts am Hafen liegt und mit brennenden Augen die Mastbäume und die Sterne betrachtet. Ich weiß, daß er ruhelos durch die Städte gewandert ist, daß er heimlich in den Matrosenschänken gelauert hat, um zurückkehrende Leute auszuhorchen und frisch Angeheuertem gewisse Aufträge zu erteilen. Die Aussichtslosigkeit seiner Situation muß ihn an den Rand des Verbrechens getrieben haben.«

14. Eine Paarbiographie

(zu den Seiten 39–42 und 85–88 im Buch)

Der folgende Auszug aus Yvonne Hirdmans Buch über Alva und Gunnar Myrdal gibt einen gewissen Eindruck ihres farbigen und teils sehr persönlichen Erzählstils – der allerdings in der amerikanischen Übersetzung aus dem Schwedischen erheblich entschärft worden ist. Deutlich wird erstens Alvas Dilemma, dass sie ihre Karriere bis Mitte der 1940er Jahre an der ihres Mannes ausrichten musste, zweitens aber ihr großes Selbstbewusstsein und drittens die Dimensionen, in denen das Ehepaar plante. Durch ihren zuspitzenden, ironischen Stil schafft es Hirdman, das grotesk Divergierende in Alvas Situation plastisch zu machen, nämlich wie fast alle Frauen seinerzeit zwar zurückstecken zu müssen, das aber auf einem Niveau zu tun, von dem kaum ein Mann träumen konnte.

(aus: Hirdman, Yvonne: *Alva Myrdal. The Passionate Mind*, Bloomington, Ind. 2008, S. 293f.)

»In fact, Alva had warned Gunnar almost a month earlier that if he took the job [Trygve] Lie was offering him, they would find themselves in conflict. She would be inferior, and that was a fact. She had bolstered her claim with a number of arguments: She didn't think they were suited to the ideological climate or that he would fit into this setting. ›Finally, I don't think we really like living in America, do we? This is not a good country to grow old in. This is not a good country for our children, who are now at formative ages, I think.«

None of this means that she did not love her job in Lake Success. She wanted to be there. She didn't want him there – not even, or perhaps especially not, as secretary-general of the United Nations. Yes, this was another dream of Gunnar's, but ›we‹ don't want that, of course, Alva wrote. It would be better to do really tough missionary work anywhere else, in Asia or even in Latin America ›than to share the honor and the freedom (and be judged to death, considering the dissatisfaction you have already experienced, my poor husband) at the FAO in Rome or alongside the secretary-general in New York.«

And so Alva chose Paris and the UNESCO job, with tragicomic gravity and with the self-sufficiency of a true Swede, which made some people squirm with embarrassment even in those days. ›I know that I am making another sacrifice to the altar of womanhood. And that this sacrifice is a crime and a betrayal of that important collective, women.« She made her choice with anguish and theatrics, inviting people for dinner in New York and then having her guests discuss her dilemma: Where, where, my dear friends, can I do the most good? Here or in Paris?

›She described her dilemma as a watertight bulkhead between her home on the one hand and her great task on the other,‹ Sven Grafström, Swedish delegate to the United Nations and one of her invited guests, wrote. ›It wasn't honest, because moving to Paris didn't mean sacrificing her public career for her husband and children. What she did do was to take a job she considered less important but that put her at least at weekend distance from them.«

It was as if Gunnar's delusions of grandeur were contagious. Or perhaps as if Alva's drama was a slightly lame imitation of what he would have done, since he never denied himself anything. She had been with him for so long that he had

become her gold standard for behavior. She borrowed [...] his arrogance, his confidence, and his self-esteem. That was probably one of the reasons she did her job so well: She combined these attributes with more diplomatic listening than Gunnar had ever been capable of. It is also clear and undeniable that the people around her in New York tried to persuade her to stay. In fact, Trygve Lie may have tried to convince Gunnar to take a U.N. job in New York so that he could keep Alva on staff there. She now experienced what he had been experiencing in the United States since the 1930s: being surrounded by people who constantly reinforced his sense of his own greatness. Perhaps she read more into the kind words of the people around her than was really there. Perhaps they were just being polite, urging her to stay in a way that is more American than Swedish.

In any case, plan B2 kicked in. As early as October 1949, Alva had systematized her alternatives by letter and number code:

A1 = AM stays, GM comes and works at Princeton (however, not possible because it would destroy the line that is your life)

A2 = AM stays, GM gets the FAO job

B1 = GM stays in Geneva, AM comes and writes a book

B2 = GM stays in Geneva at the ECE, AM in Paris.

B2, that is, UNESCO in Paris was the only alternative in which they would not live together. This was, of course, not Alva's open motivation for selecting it; the open motivation was the complete opposite, that she was supposedly coming to him. B2 also clearly meant that if Gunnar should be elected the next secretary-general of the United Nations, Alva would be at an independent distance and in an independent position.«

15. Biographische Korrektur einer verzerrten biographischen Abbildung der Geschlechterverhältnisse

(zu Seite 140 im Buch)

In der Musik sind (wie in anderen Professionen) Frauen biographisch deutlich unterrepräsentiert, obwohl es erfolgreiche Komponistinnen, Sängerinnen und Instrumentalistinnen gab. Wenn Frauen in der Musikgeschichte berücksichtigt werden, dann oft nur als »Musen« der »schöpferischen« Männer oder als bloß ausführende Künstlerinnen, denen keine eigene »schöpferische Gabe« zugesprochen wurde. Die Internetplattform »MuGi – Musik und Geschichte im Internet« korrigiert diese biographische Verzerrung, indem sie biographische Skizzen ausschließlich zu Musikerinnen bietet. Hier werden vielfältige Persönlichkeiten und ihre Biographien vorgestellt sowie weiterführendes Material präsentiert. Die Internetpräsentation hat den Vorteil, dass die Artikel mit Links zu anderen Webseiten, Katalogen oder Datenbanken versehen werden können. Das entspricht zwar formal dem Prinzip des Verweisens auf Quellen, Literatur, Bilder, Filme, Tondokumente, das jeder gedruckte Text beinhaltet, doch technisch lassen sich diese Verweise nun unmittelbar realisieren. Interessanterweise jedoch – und das betrifft auch »MuGi« – werden die technischen Möglichkeiten des Internets eher selten genutzt, um das klassische biographische Narrativ in Polyphonie und vielgestaltige Perspektiven aufzulösen. Wenn man mono-, mehrfach- und unsequenzierte Texte unterscheidet – der Autor plant den Leseweg, mehrere Lesewege sind möglich, der Leser konstruiert seinen eigenen Leseweg durch hierarchisch gleichgestellte Textfragmente –, so überwiegen im Internet die erste und die zweite Form. Dessen unschlagbare Stärke würde jedoch ausgereizt, wenn man systematisch unsequenzierte Texte verfasste und dadurch die Polyphonie von Biographien betonte. Anders als etwa im Hörspiel hätte hier kein Autor mehr die Kontrolle, sie entstünden, indem sich der Leser durch die Verweise des Internets klickte, dabei auf immer neue Spuren stieß, sich aus einer anderen Richtung unvermittelt der alten Perspektive wieder näherte oder, Pfaden folgend, in eine ganz andere Biographie abdriftete.

Das Projekt: <http://mugi.hfmt-hamburg.de/>

16. Leni Riefenstahl: Retusche einer belasteten Vergangenheit

(zu Seite 145ff. im Buch)

Leni Riefenstahl hat zwei Meisterwerke der Filmgeschichte produziert: »Triumph des Willens« (1935) und »Olympia« (1938). Der erste Film gilt als bester Propagandafilm aller Zeiten, das zweite Werk hat bis heute gültige ästhetische Maßstäbe für die Darstellung von Sportereignissen gesetzt. Beide Filme überhöhten die Herrschaftsinszenierung des Nationalsozialismus kongenial, paradoxerweise gerade, weil Riefenstahl sich energisch gegen die miserablen ästhetischen Vorstellungen mancher Parteigrößen durchsetzte. Nach dem Krieg war ihre Karriere beendet. Sie hielt das für ein Unrecht, da es ihr allein um die Kunst gegangen sei, sie sich nie ideologischen Vorgaben unterworfen habe und von Joseph Goebbels geradezu bedroht worden sei. In ihren Erinnerungen schildert sie ihre Arbeit, und man sollte diesen Text gegen den Strich lesen. Gerade die nüchterne Schilderung technischer Lösungen zeigt, dass sie nicht begriffen hat, wie sehr ihre ästhetischen Innovationen Hitler und dem »Dritten Reich« dienten. Der erwähnte Anflug über die Wolken ist eine brillante Apotheose Hitlers, die von Hitler vorgeschlagene Aufreihung Sätze aussprechender Wehrmachtsgeneräle (die sich von Riefenstahl nicht gebührend berücksichtigt gesehen hatten) wäre dagegen in der Tat ästhetisch desaströs gewesen. Riefenstahl hat diese immense politische Wirkung der vermeintlich reinen Kunst bis zu ihrem Tode nicht eingestehen können. Sie sah sich und Kollegen wie Veit Harlan als Opfer des NS-Systems, die unter Tränen Kompromisse schlossen, um ihre Kunst zu retten. Mit ihrer Anekdote zu Harlan meinte sie, dessen Kritiker widerlegt zu haben. Ob auch nur ein Wort dieser Geschichte wahr ist, lässt sich in den Memoiren nicht prüfen. Das zeigt, wie wenig diese als Steinbruch für »Fakten« dienen können, wie sehr sie aber zwischen den Zeilen über unreflektierte Weltbilder Auskunft geben.

(Aus: Riefenstahl, Leni: *Memoiren. 1902–1945*, Frankfurt, M./Berlin 1987, S. 224, 229, 358f.)

»Ich kam auf keine andere Lösung, als die dokumentarischen Ereignisse so vielseitig wie nur möglich aufnehmen zu lassen. Das Wichtigste war, daß die Motive nicht statisch, sondern bewegt aufgenommen wurden. Deshalb ließ ich Kameraleute mit Rollschuhen üben. [...] In Dokumentarfilmen wurden Fahraufnahmen damals noch nicht gemacht. Das wollte ich versuchen, und so ließ ich an allen möglichen Stellen der Veranstaltung Fahrbahnen und Schienen legen. Sogar an einem 38 Meter hohen Fahnenmast wollte ich einen winzigen Fahrstuhl anbringen lassen, um besondere optische Effekte zu erzielen. Die Stadtverwaltung verweigerte zuerst die Genehmigung, aber durch Albert Speers Hilfe konnte der Fahrstuhl doch an dem Fahnenmast angebaut werden. [...]

Auch für die Rede Hitlers vor der Hitlerjugend auf dem Märzfeld hatte ich mir etwas Besonderes einfallen lassen und mit großer Hartnäckigkeit auch durchgesetzt. Um die eintönigen Einstellungen der zahlreichen Reden aufzulockern, ließ ich rings um das Rednerpult runde Schienen legen. Die Kamera konnte so, während Hitler sprach, in gebührender Entfernung um ihn herumfahren. Auf diese Weise entstanden neue, lebendige Bildwirkungen. [...]

Die Atmosphäre in unserem Arbeitsstab war sehr angenehm, unangenehm war, was uns bei unserer Arbeit begegnete. Die Zusicherung, es würde mir diesmal leichter gemacht, erwies sich als ein großer Irrtum. Boykott und Widerstand waren womöglich noch stärker. Nicht einer der Wochenschauleute kümmerte sich um meine Anweisungen, vor allem machten uns die Leute an den Sperren die größten Schwierigkeiten. Einmal warfen SA-Leute unseren Tonwagen in einen

Graben, dann wurden Fahrbahnen abmontiert und mir sogar der Zugang zu den Veranstaltungen oftmals verwehrt. Es war so aufreibend, daß ich einige Male alles hinschmeißen wollte. Während dieser Tage war es jedoch hoffnungslos, an Hitler heranzukommen, um ihm diese unmöglichen Zustände zu melden. [...]

›Was haben Sie denn‹, fragte er mich erstaunt, ›gefällt Ihnen die Idee [mit den Generälen] nicht?‹ Vor meinen Augen zog mein Bildschnitt vorbei. Das Wolkenmeer am Anfang des Films, aus dem die Türme und Giebel der Stadt Nürnberg herausblendeten. Einen anderen Anfang des Films konnte ich mir nicht vorstellen. Diese Stimmung würde zerstört werden, wenn ich die von Hitler vorgeschlagenen Aufnahmen vorher einschneiden müsste. Mir kamen die Tränen.

›Was haben Sie denn, um Gottes willen‹, sagte Hitler, ›ich will Ihnen doch nur helfen‹, und er fing nochmals an, mir alle Vorzüge seiner Idee zu schildern.

Da vergaß ich, wen ich vor mir hatte, ich dachte nur an meine filmische Arbeit und daß ich den Vorschlag Hitlers einfach schrecklich fand. Meine Abwehrreaktion war so heftig, daß ich die Kontrolle über mich verlor, aufsprang und mit dem Fuß aufstampfend rief: ›Das kann ich nicht tun.‹ [...]

Während dieser langwierigen Vorbereitungen rief mich Veit Harlan an und bat um eine Unterredung. Ich kannte ihn persönlich noch nicht. Bei seinem Besuch war er sehr nervös und machte einen depressiven Eindruck. Er kam sofort auf sein Anliegen: ›Sie müssen mir helfen, Fräulein Riefenstahl – Sie sind meine letzte Hoffnung.‹ Dann erzählte er mir, Goebbels wolle ihn zwingen, einen antisemitischen Film über ›Jud Süß‹ zu machen. Er habe alles versucht, sich diesem Auftrag zu entziehen, sich sogar freiwillig an die Front gemeldet, aber Goebbels habe dies als Sabotage ihm gegenüber bezeichnet und ihm befohlen, den Film zu machen.

Harlan tat mir leid. Ich kannte Goebbels zu genau und wußte, daß es besonders jetzt im Krieg keine Chance gab, sich ihm zu widersetzen. Ich mußte Harlan enttäuschen, ich konnte die Hoffnungen, die er in mich gesetzt hatte, nicht erfüllen. Ich war die Letzte, die ihm bei Goebbels hätte helfen können. Harlan dagegen war überzeugt gewesen, ich hätte ein freundschaftliches Verhältnis zu Goebbels und Einfluß auf ihn. Ungläubig schaute er mich an, als ich ihm über meine eigenen schweren Auseinandersetzungen mit Goebbels erzählte. Er war so verzweifelt, daß er von einem Weinkampf geschüttelt wurde. [...]

Dieses Gespräch erwähne ich nur, weil ich vor einiger Zeit im Fernsehen eine Diskussion über den Film ›Jud Süß‹ und Veit Harlan gesehen habe, in der einer seiner Kollegen in verächtlicher Weise behauptete, Harlan sei nicht gezwungen worden, ›Jud Süß‹ zu machen, sondern hätte den Film nur aus Ehrgeiz gedreht.«

17. Pierre Bourdieu: »Die biographische Illusion«

(zu Seite 155 im Buch)

Der Soziologe Robert K. Merton hat den »Matthäus-Effekt« für die Wissenschaft formuliert, der in seiner Kurzform lautet: »Wer hat, dem wird gegeben« – wer bekannt ist, wird deutlich öfter zitiert als unbekannte Autoren. Pierre Bourdieus Aufsatz »Die biographische Illusion« profitiert von diesem Effekt. Er wird von der Biographieforschung in jedem nur denkbaren Zusammenhang erwähnt, wobei zumeist allein der illustrative Begriff der »Illusion« oder/und die Metapher von der U-Bahnlinie, die sich allein in Bezug auf das gesamte Netz erklären lasse, zitiert werden. Der Text ist darüber hinaus interessant, weil er das Problem der Biographie konsequent von einer ganz anders gelagerten soziologischen Studie her denkt, nämlich dem Klassiker »Die feinen Unterschiede« (Bourdieu 1989). Dieses Buch muss man gelesen haben, um Bourdieus Biographie-Aufsatz verstehen zu können. Bourdieu hat dort untersucht, wie Menschen, vermittelt eines Habitus, in sozialen Feldern platziert werden, ohne darüber reflektieren zu können. Nicht das Individuum macht etwas, sondern in Feldern wird es zu etwas gemacht – was aber durch allerlei Verfahren verschleiert wird: Soziale Differenzen erscheinen als »natürlich«, nicht als grundsätzlich revidierbare Hierarchisierungen. So wird in Bourdieus Augen auch der Biograph zu einem Komplizen dieser Situation, indem er vorgibt, autonome Individuen, Herren ihres Schicksals zu beschreiben, statt einer »sozial konstituierte[n] Individualität«. Die Biographie sieht Bourdieu deshalb als effektives Instrument, in den Menschen ein falsches Bewusstsein ihrer Lage zu stabilisieren.

(Aus: *Bios* 1 [1990], S. 76-78)

»Diese Neigung, sich dadurch zum Ideologen seines eigenen Lebens zu machen, daß man im Dienst einer allgemeinen Intention gewisse signifikante Ereignisse auswählt und zwischen ihnen eigene Beziehungen stiftet, um ihnen Kohärenz zu geben [...], findet die natürliche Komplizenschaft des Biographen, der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren. [...]

Eine Lebensgeschichte zu produzieren, das Leben als eine Geschichte zu behandeln, also als eine kohärente Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen, bedeutet vielleicht, sich einer rhetorischen Illusion zu unterwerfen, einer trivialen Vorstellung von der Existenz, die eine ganze literarische Tradition nicht aufgehört hat und nicht aufhört zu unterstützen. [...]

Die soziale Welt [...] verfügt über alle möglichen Institutionen der Totalisierung und Vereinheitlichung des Ich. Die offensichtlichste ist natürlich der Eigenname [...]. Durch diese ganz und gar einzigartige Form der Namensgebung, die den Eigennamen konstituiert, findet sich eine konstante und haltbare soziale Identität eingerichtet, die die Identität des biologischen Individuums in allen möglichen Feldern garantiert, wo es als Handelndes eingreift, also in allen seinen möglichen Lebensgeschichten. Es ist der Eigenname »Marcel Dassault« – zusammen mit der biologischen Individualität, für die er die sozial instituierte Form darstellt –, der die Konstanz durch die Zeit und die Einheit in den sozialen Räumen der verschiedenen sozialen Akteure sichert, die der Ausdruck jener Individualität in den verschiedenen Feldern sind: Der Patron des Unternehmens, der Patron der Zeitung, der Abgeordnete, der Filmproduzent etc. [...] Als Institution ist der Eigenname aus Raum und Zeit und aus den Veränderungen nach Orten und Zeiten herausgenommen: Dadurch garan-

tiert er für die bezeichneten Individuen, durch alle Änderungen und alle biologischen und sozialen Fluktuationen hindurch, die Konstanz durch den Namen (constance nominale), die Identität im Sinne der Identität mit sich selbst, der constantia sibi, die die Sozialordnung erfordert. [...] Der Eigenname ist die sichtbare Bestätigung der Identität seines Trägers durch die Zeit und die sozialen Räume, die Grundlage der Einheit seiner aufeinander folgenden Äußerungen und der sozial anerkannten Möglichkeit, seine Äusserungen [sic] in den offiziellen Eintragungen zusammenzufassen: als curriculum vitae, cursus honorum, Strafregister, Nekrolog oder Biographie, die das Leben im ganzen konstituieren [...]. So erklärt es sich, daß der Eigenname keine Eigenschaften beschreiben kann, und daß er keinerlei Informationen über das, was er bezeichnet, transportiert: Da das, was er bezeichnet, niemals etwas anderes ist als eine Rhapsodie, zusammengesetzt und getrennt von biologischen und sozialen Eigenschaften in dauerndem Wandel, wären alle Beschreibungen nur in den Grenzen eines Entwicklungsabschnitts oder Raumes gültig. Anders gesagt: Er kann die Identität der Persönlichkeit (personnalité), da es sich um eine sozial konstituierte Individualität handelt, nur um den Preis einer massiven Abstraktion bestätigen. [...]

Den Versuch zu unternehmen, ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als die an ein Subjekt, dessen Konstanz zweifellos in der des Eigennamens besteht, ist beinahe genauso absurd wie zu versuchen, eine Metro-Strecke zu erklären, ohne das Streckennetz in Rechnung zu stellen, also die Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen.«

18. Personen als Projektionsfläche von Daten

(zu Seite 166 im Buch)

Die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften baut eine neue Personendatenbank auf, die von der Prämisse einer Differenz zwischen »Mensch« und »Person« ausgeht. Personendaten haften einem Menschen nicht als Eigenschaften an, sondern würden von außen zugeschrieben. Deshalb mache »es keinen Sinn, das Repitorium von der Person her aufzubauen, als Träger einer bestimmten Menge an Datenfeldern. Dieses Prinzip muss gerade auf den Kopf gestellt werden, so dass eine potentiell unbegrenzte Anzahl an Aussagen eine Person konstituiert, weil sie postulieren, in ihrer Aussage dasselbe Objekt zu beschreiben« (Walkowski 2009: o. S.). Die Idee, eine Person von den Daten anderer Personen her zu denken, welche jene zu beschreiben behaupten, macht in der Tat den fragmentarischen und konstruierten Charakter einer Person sowie ihr Aufgehen in diversen Kontexten deutlich. Da eine Datenbank aber Daten organisieren muss, setzt sie »Identifikatoren«, durch die bestimmte Datensätze bestimmten Menschen zugeordnet werden; unter einer fragmentierten Hülle bleibt also auch hier ein biographischer Kern notwendige Voraussetzung, um Daten strukturieren zu können.

Projektbeschreibung: <http://pdr.bbaw.de>

Download der aktuellen Version: <http://pdr.bbaw.de/downloads/ae>

19. Beatrix Borchard: »Lücken schreiben. Oder: Montage als biographisches Verfahren«

(zu Seite 168f. im Buch)

Beatrix Borchard umkreist in diesem Text das Problem, dass Frauenbiographien mit dem linearen Erfolgsnarrativ (männlicher) Biographien schwer oder gar nicht erfasst werden können. Sie hat deshalb für ihre Biographie der Musikerin Clara Schumann die Montage als Erzählprinzip gewählt. Damit will sie der Tatsache gerecht werden, dass der Nachlass Schumanns bereits eine stilisierte Selbstaussage ist, und dass sie bereits zu Lebzeiten in Bildern wahrgenommen wurde. Statt die »Wahrheit« hinter den »verzerrenden« Stilisierungen und Bildern zu suchen, will Borchard genau das zum Thema machen: das Nebeneinander disparater, je nach Perspektive unterschiedlicher Bilder, die eine Biographie ausmachen, und die eben nicht auf einen eindeutigen Kern zurückzuführen sind. Zugleich macht sie als Autorin ihre Konstruktionsarbeit deutlich; und sie bezieht ihre Leser bewusst mit ein. Wenn sie die Fragmente eines Lebens ausbreitet, so sollen die Leser sie zu je unterschiedlichen Bildern zusammensetzen. Brüche im Quellenmaterial werden also produktiv gemacht, und im praktischen Vollzug des Lesens soll über die Authentizität von Quellen und biographische Inkohärenz reflektiert werden. Das macht Borchards Werkstattbericht zugleich zu einem genuinen Beitrag der Biographieforschung.

(Aus: Bödeker, Hans Erich (Hg.): *Biographie schreiben*, Göttingen 2003, S. 211–241, hier S. 233f., 236–240)

»Wer zitieren will, muß gelesen haben, Lesen in seiner doppelten Bedeutung: als Sammeln und Zusammentragen einerseits und als Entziffern andererseits. Montage wäre demnach, um eine Formulierung der Literaturwissenschaftlerin Barbara Hahn aufzugreifen, »der Name einer Arbeit, die vom Lesen zum Schreiben und wieder zurück wandert. Ein Prinzip des Lesens und Zusammentragens und gleichzeitig ein Prinzip der Anordnung der Funde: Lesenschreiben und Schreibenlesen.« Leser und Autor, sonst streng getrennt gedachte Positionen, rücken nun eng zusammen: denn im Moment des Lesens ist der Lesende gleichzeitig auch Schreibender; das gilt für den Autor der Montage wie für den Leser der Montage. In der Montage entstehen Texte, so Barbara Hahn, »in denen nicht nur das geschieht, was jedem Schreiben implizit ist: einen Raum auszuschreiten, der immer schon von Gelesenem strukturiert ist, das – implizit oder explizit zitierend – integriert wird. Nun entstehen Texte, die die Bruchstellen zwischen dem »Eigenen« und dem »Fremden« herausstellen. In denen narrative und diskursive Sequenzen hart aneinanderprallen. Texte, geschrieben mit Schere und Klebstoff.«

Gerade im Bereich der Biographik ist die Montage nicht nur als künstlerisches, sondern auch als wissenschaftliches Verfahren geeignet: In der Montage gewinnt die Erkenntnis Gestalt, daß Autorschaft im emphatischen Sinne eine Konstruktion ist und das, was sich als Biographie eines Menschen in Büchern darstellt, nichts anderes als der »Effekt von Überlieferung« (Hahn). Es bleibt nur die Frage, ob die etablierte Wissenschaft bereit ist, auf Autorschaft im emphatischen Sinne zu verzichten. [...]

Jede Tagebucheintragung ist ein Selbstentwurf, ebenso jeder Brief. Tagebücher und Briefe können im wissenschaftlichen Sinne also weniger als Zeugnis dafür, wie es war, als vielmehr, wie es gesehen wurde, ausgewertet werden. Besonders hoch ist der Grad der Formung von Tagebuch- und Briefmaterialien bei einem Menschen wie Clara Schumann: Sie stand bereits als Kind im Rampenlicht und hatte noch zu Lebzeiten die Möglichkeit, für ihren eigenen Nachlaß und damit auch für das Bild, das in der Öffentlichkeit von ihr verbreitet wurde, zu sorgen – eine Tatsache, die ihr gerne zum Vor-

wurf gemacht wird, während die Selbststilisierung eines männlichen Künstlers als Teil des Entwurfs seiner künstlerischen Existenz gilt. [...]

Nicht erst posthum ist Clara Schumann von Bildern und Projektionen gleichsam umstellt worden, sondern sie war es bereits von Kindheit an [...]. So stehen ganz am Anfang eines aus dem gemeinhin nur als biographisches ›Rohmaterial‹ geltenden Materials montierten Buches zwei Namen – Clara Wieck und Clara Schumann – dazwischen eine Liste von Verortungen und Funktionen: Tochter – Schwester – Schülerin – Geliebte – Komponistin – Ehefrau – Mutter – Pianistin – Witwe – Herausgeberin – Nachlassverwalterin – Lehrerin usw. [...] Auf diese Weise entsteht eine Art tabellarischer Lebenslauf, der nicht durch objektive Jahreszahlen[,] sondern durch das Lebensalter und durch Portraits aus verschiedenen Lebensabschnitten gegliedert ist. Er verzeichnet auch Ereignisse, die sonst nicht unbedingt Platz finden: der erste Kuß, Eifersucht, die Heirat der Kinder, die Entmündigung eines Sohnes. Persönliches und Öffentliches durchdringen sich. Im Hintergrund steht das alte Genre ›Lebenslauf, bei dem die Chronologie ein Leben rastert.

Dennoch bleibt die Autorin [gemeint ist B. Borchard] anders als in einer Dokumentarbiographie sichtbar in der Auswahl des Materials und der Art der Montage: Verschiedene Textsorten wie Briefe, Konzertrezensionen, Werkbesprechungen, Verzeichnisse der während eines bestimmten Zeitabschnittes entstandenen Kompositionen, juristische Texte zum Eherecht, pädagogische Schriften zur musikalischen Mädchenerziehung etc. sind in ungewohnte Zusammenhänge gebracht. Graphisch voneinander abgehoben sind sie in ihrer Diversität auf den ersten Blick erkennbar. [...]

Dies ist also kein ›Buch der Tatsachen, der Selbstabdruck eines Lebens‹, sondern ein Buch über Zuschreibungen und Interpretationen, Selbstdeutungen und Fremdwahrnehmungen. Es ist auch ein Buch, das nicht trennt zwischen Leben und Kunst und nicht hierarchisiert zwischen Komposition und Interpretation. Wer von der Lektüre erhoffte, zu erfahren, wer Clara Schumann war, wird nun mit einer Vielfalt von Blickweisen konfrontiert. Das Verhältnis Autorin – Leserin bzw. Leser ist hier also ein grundsätzlich anderes als in einer erzählten Biographie. Jedes Lesen ist auch ein Mitschreiben, ein ›Sinnstiften‹ (Hans Robert Jauss). Die Montage macht dies bewußt, indem sie die Leserinnen und Leser explizit dazu einlädt, sich selbst in die Texte mit hineinzulesen und einzuschreiben. Dabei setzt sie nicht auf eine emphatische Lesehaltung, sondern sie erzeugt Distanz und fordert eine Reflexion der eigenen Perspektive. Die Biographie der Clara Schumann wird somit ›zum Effekt der Überlieferung, zum Effekt einer Lektüre, die das Biographische nicht als Gegebenheit nimmt.‹